This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNDINE.

B. WESTERMANN & Co.
NEW YORK
290 Broadway

48535.24.15

K
Upper 2

Harvard College
Library

FROM THE LIBRARY OF
Archibald Cary Coolidge
*Class of 1887*

THE GIFT OF
Harold Jefferson Coolidge
*Class of 1892*

E. R. Coleridge

# Undine.

UNDINE

# Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Neunte Auflage

mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller,
ausgeführt von A. Gaber.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
1855.

48535.24.15

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
THE GIFT OF
HAROLD JEFFERSON COOLIDGE
APR 2 1928

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg an der Havel geboren. Seine Mutter, eine Tochter des Deſſauiſchen Hofmarſchalls von Schlegell, ſtammte aus einem altſächſiſchen Geſchlecht; ſein Vater gehörte einer altfranzöſiſchen Familie an, die im 17. Jahrhundert zur Zeit der Glaubensverfolgungen Frankreich verlaſſen und ſich nach Preußen gewandt hatte. Der Freund und General Friedrichs des Großen, Auguſt Baron de la Motte Fouqué, welcher zuerſt dem Fouqué'ſchen Namen einen trefflichen Klang im neuen Vaterlande erwarb, war der leibliche Großvater unſers Dichters.

Der tapfere General erlebte zwar die Geburt ſeines Enkels und Stammhalters nicht mehr; doch übernahm an ſeiner Stelle der König ſelbſt die Pathenſtelle bei dem Neugebornen, welcher nach ihm den Namen Friedrich erhielt. Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß der Knabe,

als wolle die Sage schon in frühestem Alter ihr Recht auf ihn geltend machen, das Licht der Welt in einem Hause erblickte, der sogenannten Domkurie, welchem der Mund des Volkes allerhand Unheimliches andichtete. Bis zum vierten Jahre blieb der Knabe in Brandenburg; dann kaufte sein Vater, welcher Dragoneroffizier gewesen war, aber in Folge eines frühen Unfalles kränkelte, das Landgut Sacro in der Nähe von Potsdam. Von seinem fünften Jahre an ward die Erziehung Friedrichs Hauslehrern anvertraut. Der Tod des großen Königs, die Schaustellung der Leiche, die festliche Huldigung des Nachfolgers hinterließen dem kindlichen Gemüth unauslöschliche Eindrücke. Nicht lange nach diesen Vorgängen verkaufte der Vater Sacro und erwarb dafür das unweit Fehrbellin gelegene Lentzke. Das neue Besitzthum wurde im Frühjahr 1788 bezogen; im Herbst des nämlichen Jahres raubte der Tod dem Knaben eine liebevolle und treffliche Mutter.

Als der junge Fouqué etwa 16 Jahr alt geworden war, hatte sein schöpferischer Trieb schon in mannigfachen novellistischen und romanartigen Versuchen Ausdruck gefunden. Sie wurden sämmtlich von dem gereifteren Jüngling den Flammen übergeben; ein Anfall kritischer Strenge, welchen der Greis namentlich um einer größeren Dichtung, Werner von Walbeck willen, deren Stoff der Geschichte der Mark Brandenburg von Gallus entlehnt war, sehr bedauerte.

Es war zunächst bestimmt gewesen, daß Fouqué in Halle studiren solle, allein die kriegerisch bewegte Zeit, die sich dem Jünglingsherzen drängend mittheilte, ließ ihn die militärische Laufbahn ergreifen. Zu Anfang des Jahres 1794 erhielt er, 17 Jahr alt, eine Anstellung als überkompleter Kornet bei dem Kürassier-Regiment Herzog von Weimar, welches am Rhein im Felde stand, dessen sogenanntes Depot aber in Aschersleben als Reserveschwadron eingeübt wurde. Der junge Kornet empfing demnach die Weisung, sich zunächst dorthin zu begeben. Indeß sein Aufenthalt in Aschersleben, wo ihn das freundliche Entgegenkommen der Kameraden herzlich erfreute, währte nicht lange, und nach vollendeter Vorbereitung ging Fouqué mit der Ersatzmannschaft zum Regiment nach dem Rhein ab. Er hatte das Glück der Leibschwadron desselben, welche der nachmalige, in den Freiheitskriegen rühmlich bekannt gewordene Generallieutenant von Oppen führte, eingereiht zu werden. Die Feldbibliothek des Jünglings bestand aus einem Bändchen — Gedichte. Der vor allen zum Begleiter in den Krieg auserwählte Dichter war Salis, eine für die weiche und elegische Grundstimmung Fouqué's sehr bezeichnende Wahl. Als der Befehl zum Aufbruch kam, nahm ihn der Oberst, um den noch ungeprüften Kornet mehr unter Augen zu

haben, als zweiten Adjutanten zu sich. Am 22. Mai rückte das Regiment in den pfälzischen Ort Grünstadt ein, und am folgenden Morgen wurden die Franzosen bei dem Dorfe Meckenheim angegriffen, wo unser Fouqué seine erste Waffenprobe männlich bestand. „Wir hielten, erzählt der Dichter in der von ihm selbst aufgezeichneten Lebensgeschichte*), im feindlichen Geschützfeuer, und freudigen Bewußtseins empfand der Neuling: die Todesboten rings um ihn sausend und in den Boden schlagend, auch mitunter Roß und Mann in den Tod darniederstreckend, hatten kein verstörendes Grauen für ihn, obwohl er ihren ahnungstiefen Ernst verstand und empfand. Ja, er konnte lachen, wenn so eine sausende Kugel mit so vielem Aufwand an Kraft und Kunst abgesandt, wirkungslos dicht neben ihm in den Boden einschlug und sein gestrenger Obrist sah ihn dann wohl mit verhaltenem Lächeln beifällig an." Nachdem der Obrist sich durch die Proben vor Meckenheim und Hochdorf, welches letztere gleichfalls an diesem Tage (23. Mai) angegriffen wurde, überzeugt hatte, man habe ihm kein verzärteltes Muttersöhnchen zugeschickt, trat Fouqué in die Leibschwadron wieder zurück, um in Oppen's tüchtiger Schule nachzuholen, was ihm an Exercier- und überhaupt an Diensterfahrung mangelte. Zu ganz besonderem Dank aber verpflichtete den Jüngling das väterliche Wohlwollen Massenbach's, der sich bestrebte, ihn von den Wüstheiten der Ordonnanz-Gesellschaften im Hauptquartier rein zu erhalten. Dort mußten nämlich täglich die jüngsten Offiziere aller Regimenter einander ablösen, um die minder wichtigen Befehle des Feldherrn fördern zu helfen. So oft nun Fouqué ins Hauptquartier kommandirt wurde, war er Massenbach's Gast, um welchen sich, als den damaligen Chef des Generalstabes und einen dem Erbprinzen von Hohenlohe innig Befreundeten, die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des Hauptquartiers beinahe täglich versammelten. Hierdurch, wie durch das ehrende Vertrauen Massenbach's selbst, gewann Fouqué frühzeitig einen traurigen Einblick in den wahren Stand dieses unglücklichen Feldzuges, den uns Goethe als Augenzeuge und Begleiter des Herzogs von Weimar so meisterhaft geschildert hat.

Der Feldzug war beendigt, und Fouqué kehrte nach Jahr und Tag mit seinem Regiment in die Garnison zu Aschersleben zurück. „Hier befing unserm werdenden Dichter" — wie er selbst wörtlich mittheilt**) — eine nur eben aufblühende Jungfrau das Herz. Dies Verhältniß

*) Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué. Aufgezeichnet durch ihn selbst. Halle 1840.

**) Lebensgeschichte. S. 178.

wob sich nach und nach immer lieblicher und fester zusammen und gedieh nach Jahren zu heiterm Brautstand und Ehebund, und hätte glücklich, ja glückselig ohne Zweifel, für Fouqué durch alle Zeit so fortgedauert, hätte sein rasches und annoch sehr jugendliches Gemüth die ihm frühe beschiedene Engelssegnung in ihrer ganzen Fülle zu schätzen gewußt. Dazu jedoch war der Jüngling nur augenblicklich klar und würdig genug. Daher ward diese Ehe nach einigen Jahren getrennt, einzig und allein durch seine Schuld, keineswegs aber im leisesten Unfrieden, sondern von beiden Seiten mit ernster und milder Wehmuth. In späteren Jahren hat eine klar geschwisterliche Freundschaft kundgegeben, wie demuthvoll Fouqué zu bereuen und wie erhaben jene holdselige Frau zu verzeihen vermochte."

In Aschersleben ergötzten sich die jugendlichen Kameraden an allerhand harmlosen Scherzen, mit denen sie die einförmige Garnisonszeit verkürzten. Man hielt zu nächtlicher Zeit Gespensterumzüge durch die Straßen der Stadt, befehdete sich mit Wassereimern, zu denen die Stadtbrunnen reichlichen Stoff lieferten, oder versuchte in dunkler Sommernacht den erstaunten Bewohnern mit Geschrei und Geklingel eine Schlittenfahrt vorzugaukeln. Indeß nahm Fouqué nicht nur an dem Jünglingsübermuth der Genossen Antheil, sondern beschäftigte sich auch in sehr ernstlicher Weise mit dem Geistesleben der Literatur.

Dies Garnisonsleben hatte etwas über ein Jahr gedauert, binnen welcher Zeit Fouqué vom Kornet zum Lieutenant vorgerückt war, als das Küraſſierregiment von Byern (früher Weimar) zu der sogenannten Demarkationslinie bestimmt wurde und in der Gegend zwischen Bückeburg und Minden Cantonnirungs-Quartier bezog. Der liebenswürdig gesellige Kreis des Bückeburger Hofes, der durch die glänzende Erscheinung des Prinzen Louis Ferdinand ein erhöhtes Interesse gewann, wechselte für Fouqué mit behaglichem Stillleben. Wie manchen Winterabend verbrachte er in dieser Friedenszeit in einem Bauerstübchen einem Buch gegenüber!

Um diese Zeit hatte Fouqué eine lockende Versuchung zu bekämpfen, die ein französischer angeblicher Emigrant ihm entgegenhielt. Dieselbe bestand in nichts Geringerem, als unter Bonaparte, dessen Heldenlaufbahn der Dichter mit Enthusiasmus verfolgte, in französische Dienste zu treten, und der Fouqué'schen Familie in der Heimath ihrer Ahnen den alten Glanz zu gewinnen. Fouqué widerstand sieghaft.

Ein anderer Zwischenfall endete minder glücklich. Ein Fouqué sonst befreundeter Kamerad (William Freiherr von Danckelmann) hatte sich in Mißverstand und Uebereilung eines verletzenden Ausdruckes bedient,

und obgleich derselbe alsbald zurückgenommen wurde, achtete Fouqué in Rücksicht auf Andre einen Zweikampf für unerläßlich. Auch der begütigende Zuspruch der zu Kampfzeugen erwählten Waffenbrüder konnte das einmal Beschlossene nicht rückgängig machen. Das Duell ging vor sich, und Fouqué empfing zwei tiefe Armwunden, während sein Gegner mit einem Hiebe in den Hut davonkam. Bald darauf ging auch das heitere Leben in und um Bückeburg zu Ende. Das Regiment wurde beordert, ins Hildesheimsche zurückzugehen. Der verwundete Fouqué aber erhielt vom Regiment noch einigen Nachurlaub bis zum Antritt eines längeren königlichen Urlaubs, der ihm eine Reise in die Heimath gestattete, um die Erbschaft seines vor kurzem verstorbenen Vaters in Empfang zu nehmen und zu ordnen.

Als Fouqué nach einigen Monaten in die Cantonnirung zurückkehrte, beschäftigte er sich ernstlicher als je mit wissenschaftlichen Arbeiten. Die Kenntniß des Griechischen wurde gefördert, Kriegskunst studirt und selbst nach Kant, und theilweise schon nach Fichte Philosophie getrieben. Freilich entsprang ihm, wie er selbst bemerkt, beim „Anschauen abstrakter Schriften eine eigne Plage aus seiner früheren leichtsinnigen Art zu lesen, verbunden mit einer dem Dichter wohl an sich unerläßlichen Phantasie-Fähigkeit, Worte in Bilder umzusetzen.“ Inzwischen wuchs im Stillen seine schöpferische Thätigkeit, von welcher nur sehr wenig erlesene Freunde Kenntniß erhielten. Aber die meisten Versuche dieser und der nächstfolgenden Zeit wurden wiederum ein Opfer der eignen Kritik, die wie schon früher bemerkt, Fouqué später als eine „kritisch pedantische Tugendwuth“ mißbilligte. Nur Namen und Fragmente dieser lyrischen, epischen, dramatischen Dichtungen hat uns der Autor in seiner Lebensbeschreibung aus dem Gedächtniß aufbewahrt. Was ihn um diese Zeit an fremden Dichtungen am bedeutendsten ansprach, waren Schiller's historische Tragödien: Wallenstein, Maria Stuart, und die Jungfrau. Auch zogen ihn mehr und mehr die kritischen Schriften der Brüder Schlegel an, die (1801) unter dem gemeinsamen Titel „Charakteristiken und Kritiken“ erschienen waren. Darunter galt ihm der Aufsatz A. W. Schlegel's über Bürger als das edelste Meister- und Musterwerk dieser Gattung. Auch Fouqué empfand für sich selbst immer sehnsüchtiger das Bedürfniß eines Meisterspruches, der über seinen Dichterberuf im Ganzen und Großen die Entscheidung abgab; denn die Ermunterung seiner Freunde, unter denen sich auch A. G. Eberhard befand (der spätere Verfasser von „Hannchen und die Küchlein“), welcher damals schon ein gerngelesener Schriftsteller war, mußte ihm als ein Ausdruck persönlichen Wohlwollens wohl parteilich erscheinen. Ein sehr bedeutendes Ereigniß

für das innere Leben Fouqué's war daher eine Urlaubsreise nach Weimar; denn wo gab es, wie Fouqué sagt, in ganz Deutschland damals eine gewaltigere Heldenschmiede für die Poesie als Meister Goethe's Wohnsitz! Der Dichter hat uns seinen Besuch bei Goethe in einer späteren Schrift (Goethe und Einer seiner Bewunderer, Berlin 1840) ausführlich geschildert. Er empfand Aufmunterung genug, um sich zu weiterem Schaffen gekräftigt zu fühlen, verschob es aber, die unmittelbare Lebensfrage an Goethe zu richten und jenen entscheidenden Meisterspruch herauszufordern.

Hier befreundete sich auch Fouqué mit der als Generalin von Helwig verstorbenen Dichterin Amalie von Imhof, welche damals Hofdame in Weimar und durch ihr größeres Gedicht „Die Schwestern von Lesbos" (zuerst in Schiller's Musenalmanach für 1800) schon in weiteren Kreisen bekannt war. Mit Schiller führte ihn ein günstiges Geschick in einer Abendgesellschaft bei Goethe zusammen; doch gestaltete sich für den Augenblick keine bedeutsamere Annäherung. Da es Fouqué für unbescheiden hielt, der Reihe nach bei den Berühmtheiten vorzufahren, so ward er Herder's nur eben ansichtig; Wieland dagegen sah er gar nicht, denn dieser verlebte, in Trauer um seine verstorbene Gattin, den Winter auf seinem Landgute Osmannstadt. Auch war der junge Dichter schon allzusehr ein Anhänger der Schlegel-Tieckschen Schule, von welcher Wieland aufs heftigste befehdet wurde, um den Verlust der letzteren Bekanntschaft sehr zu beklagen.

Bei seiner Rückkehr aus der Garnison überraschte ihn die angenehme Nachricht, die zu jener Zeit in Berlin anwesenden Gebrüder Schlegel hätten aus Fouqué's Dichtungen, die ein gemeinsamer Freund ihnen mitgetheilt, den keimenden poetischen Genius desselben ehrend anerkannt. Eine Anerkennung, die nach dem damaligen Stande der Kritik für unfehlbar galt und den Muth des fünfundzwanzigjährigen Dichters aufs höchste beleben mußte.

In dem nämlichen Jahre (1802) sollte sein Leben noch in anderer Weise die erfreulichste Gestaltung gewinnen. Es entspann sich ein inniges Verhältniß zu einer verwittweten Frau von Rochow, die sich pseudonym als Serena und später unter ihrem wahren Namen Karoline Baronin de la Motte Fouqué, geborene von Briest, einen rühmlichen Platz in der deutschen Literatur erworben hat. Dies Verhältniß reifte bald zum dauernden Bunde, und wie uns Fouqué's eigene Worte bezeugen, so blühte ihm in der Ehe mit dieser „edlen Erscheinung" ein „wundersames Glück" auf.

Fouqué entschloß sich, den preußischen Kriegsdienst zu verlassen, der

bei den damaligen Friedensaussichten ohnehin wenig Lockendes darbot, und nachdem er seinen Abschied nachgesucht und empfangen hatte, verlebte das neue Ehepaar auf dem Familiengute der Gattin, Nennhausen bei Rathenow, glückliche Tage einer sorglosen Muße. Auch fehlte es in dieser ländlichen Zurückgezogenheit doch nicht an reichem geistigen Verkehr, da das anmuthige Nennhausen einen Jeden, der auf Auszeichnung Anspruch hatte, gastlich willkommen hieß.

Eine Reise nach Dresden führte Fouqué mit Heinrich von Kleist zusammen, der gleichfalls im Jahre 1794 den Rheinfeldzug als erste Waffenprüfung mit durchgefochten hatte und 1795 Fouqué zu Potsdam in heitrer Geselligkeit begegnet war. Auch jetzt freute man sich des Zusammentreffens, ohne daß sich in poetischer Beziehung für beide ein Verständniß ergeben hätte. Wir greifen der Zeit voraus, indem wir der seltsamen Weise gedenken, in welcher sich jener unglückliche geniale Dichter unserm Fouqué noch einmal näherte. Es war am 15. August 1811, als Kleist, von dem Gedanken des Selbstmordes schon erfüllt, und in Fouqué einen Genossen hoffend, an diesen schrieb, es komme ihm vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen ihnen prästabilirt wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müsse, und es gehöre zu seinen höchsten Wünschen, dies noch im Laufe dieses Herbstes (Kleist erschoß sich am 21. November des nämlichen Jahres) zu versuchen. *) — Schon zweimal hatte, wie uns Fouqué erzählt, Heinrich von Kleist diesen Antrag befreundeten Menschen ausgesprochen und sich durch ihr Zurückweisen verletzt und entfremdet gefühlt.

Auf der Heimreise von Dresden verweilte Fouqué einige Tage in Lauchstädt, wo eben Schiller die dasigen Heilquellen gebrauchte. Der berühmte Dichter nahm die Annäherung des jungen Mannes freundlich auf, und Fouqué schloß sich öfters dem Schillerschen Gefolge an, welches, aus jüngeren Schriftstellern und Schauspielern bestehend, dem großen feierlich einherschreitenden Manne nachschritt und ihm auch in ein kleines Kaffeehaus zu folgen pflegte, wo es dann wohl zu interessanten Discussionen kam. Freilich war bei Fouqué die frühere „selige" Bewunderung Schiller's schon herabgestimmt; die Kritiken der romantischen Schule hatten ihm, wie er selbst sagt, diese Freude „umdüstert".

*) Vgl. Heinrich von Kleist's Leben und Briefe. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Berlin 1848. S. 246. Auch Bülow (S. 74) legt jene merkwürdige Briefstelle dahin aus, daß Kleist unsern Dichter zu bereden gesucht habe, mit ihm gemeinsam und freiwillig die Welt zu verlassen. „So sehr war dieser Schritt sein unentäußerliches Bedürfniß geworden und so sehr scheute er sich, ihn allein zu thun."

Im Jahre 1803 wurde Fouqué's Ehe durch eine Tochter gesegnet, und im folgenden Jahre trat Fouqué, der bis dahin noch nichts von sich hatte drucken lassen, zuerst in die Reihe der vaterländischen Dichter mit einer Sammlung romantischer Poesien, die A. W. Schlegel unter dem Titel „Dramatische Spiele von Pellegrin" herausgab. — Auch der Dichtername Pellegrin rührte von Schlegel her, der das ihm mitgetheilte Manuscript der Gattin des Dichters mit einem Verse des Petrarca „Dolce parole, oneste e pellegrine" zurückgesandt hatte. — Hiermit war Fouqué's sehnlichster Wunsch erfüllt: er sah ein Werk von sich gedruckt, und dieses Werk unter dem Schutze eines Namens, der vor allen übrigen geeignet schien, der Menge die Aechtheit seines Dichterberufes zu verbürgen.

Durch Bernhardi's*), des geistvollen Sprachforschers, Vermittelung trat unser Dichter auch zu Fichte, den er seit einigen Jahren oberflächlich kannte, persönlich in ein näheres Verhältniß, und um dieselbe Zeit knüpfte sich ein Freundschaftsbund mit Chamisso, in dessen mit Varnhagen für das Jahr 1806 herausgegebenen Musenalmanach Fouqué Beiträge lieferte. Wie Fouqué übrigens als Mensch in jener Zeit sich ausnahm — und er ist sich, wie ein langjähriger Freund, Eduard Hitzig**), ihm bezeugt, als solcher bis an sein Ende treu geblieben — erfahren wir am besten aus Chamisso's Briefen. Unterm 23. Juli 1806 schreibt dieser an Varnhagen: „Von dem ehrenfesten edlen Degen, dem Kernmenschen, dem Barden Pellegrin, von Fouqué kehr' ich zurück.***) Er hatte mich gerufen, er umarmte mich mit Kraft und Liebe, bot mir den Brudernamen an, und ein Gespräch von vier Stunden, und ein andres von sechs Stunden, worin alles Heilige getauscht ward unserer Seelen, müßte ich dir abschreiben können, um dir und mir ein Genüge zu leisten." In einem andern Briefe vom 28. Juli heißt es: „Pellegrin ist mir eine merkwürdige Erscheinung, und ich mußte mich über sie entsetzen, er ist ein ätherisch entsendetes Feuer über dem Moor hinwallend, — er allein ließe mich noch Glauben hegen an Adliche, denn er ist einer, und der erste ächte kräftige Soldat und Preuße, dem ich in diesen Kartoffelfeldern begegnete. Er glaubt fest an Preußen, stand auch unter dem besten Regimente am Rhein im Felde — nun hat er das schwere freiwillige Opfer dargebracht,

*) Gymnasial-Director in Berlin, Tieck's Schwager.

**) S. Fouqué's Biographie von Hitzig in der Augsb. Allgem. Zeitung 1843 Nr. 55.

***) Chamisso stand damals als preußischer Infanterie-Lieutenant zu Hameln in Garnison, während Fouqué in dem Badeort Nennsdorf verweilte.

die Zeichen abzulegen, weint aber entsetzliche Thränen, wenn er dessen gedenkt, denn nur nach Waffenthaten steht sein Sinn, und sein Sehnen nach ihnen verzehrt ihn, ohne daß ihn retteten die Liedestöne; fallen aber Kugeln, so stellet er sich gewißlich ein."

Im Jahre 1808 trat der Dichter statt des pseudonymen Pellegrin zuerst mit seinem wahren Namen vor das Publikum. Es geschah bei Herausgabe eines Fichte gewidmeten Heldenspieles „Sigurd der Schlangentödter", das von Jean Paul in den Heidelberger Jahrbüchern ehrenvoll begrüßt wurde, und dem sich später noch die Heldenspiele „Sigurds Rache" und „Aslauga" unter dem gemeinsamen Titel „Der Held des Nordens" anreihten.

Inzwischen hatte sich der politische Horizont immer mehr verdüstert, und ganz besonders war es Preußen, dessen Zukunft auf's äußerste gefährdet schien. In so bedrohlicher Lage traten, wie bekannt, eine Menge ehrenwerther Männer zu patriotischen Verbindungen zusammen; auch Fouqué wurde aufgefordert, sich dem Geheimbunde anzuschließen. Er war bereit und stellte nur, seiner Sinnesweise entsprechend, die Bedingung: Kein Meuchelmord des Feindes oder Ueberfall und Ueberwältigung desselben unter gastlichem Dach, sein Vertrauen mißbrauchend. Außerdem aber verlangte er das feierliche Ehrenwort jedes Vorgesetzten, daß alles, was geschehe und geschehen solle, im Namen und auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehe.

Um diese Zeit ward Undine gedichtet. *) „Ja Undine", ruft ihr der greise Dichter nach, „du Liebesblüthe meiner gottbeschiednen Muse, zwischen räthselschweren Nebeln, unter bedrohlichem Wettergewölk erschlossest du dich lind und fromm, in deinem Kelch die Thränenperlen sehnender Wehmuth!"

Daß Fouqué den Auszug Schill's mit Jubel begrüßte und dichterisch verherrlichte, braucht kaum gesagt zu werden. Noch schmerzlicher aber als das traurige Ende dieses Zuges erschütterte ihn der Tod der Königin Luise. Wie tief ihn das unerwartete Scheiden dieser hochherzigen Frau bewegte, deren königlicher Sinn in so erhebender Weise zur Erweckung des Nationalgefühls in den Tagen der Fremdherrschaft mitwirkte, mag das brandenburgische Erndtelied bezeugen, welches wir um so lieber hier ganz mittheilen, als es nicht nur der innerste Ausdruck seines vaterländischen Gefühls ist, sondern auch für die schöne lyrische Be-

*) Sie erschien erst 1811 im Druck als erstes Heft einer Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen, welche Fouqué unter dem Titel „Die Jahreszeiten" herausgab.

gabung unſers Dichters vielleicht das trefflichſte Zeugniß ablegt. Es lautet:

Die vollen Aehren winken
So reich, ſo mild.
Die hellen Senſen blinken,
Die Garbe ſchwillt.

Da wollen wir beginnen
Den Erndteſang.
Ach, aber zwiſchen innen
Hallt Glockenklang!

Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.
Wir wiſſen, was es deutet:
Sie lebt nicht mehr!

Zwei Augen ruhn im Grabe,
So fromm und blau.
Und auf die Gottesgabe
Fällt Thränen-Thau.

Unter ſo trüben Verhältniſſen war es immer die Dichtkunſt, in deren ſchöpferiſcher Thätigkeit Fouqué Troſt und Ermuthigung fand. Im Jahre 1811 ward „Der Zauberring“ vollendet; dasjenige Werk, welches nächſt der Undine dem Namen Fouqué die weiteſte Verbreitung gewann. Ihm folgten in der einſtweiligen Friedensruhe raſch auf einander eine Reihe von Novellen, Romanen, dramatiſchen Dichtungen u. ſ. w., von denen wir beſonders „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers“ hervorheben. Zu inniger Freude gereichte Fouqué um dieſe Zeit die liebevolle Annäherung der beiden Dichterbrüder Stolberg, welche zunächſt durch den trefflichen Friedrich Perthes, den Schwiegerſohn von Claudius, vermittelt wurde. „Da ſtand ich nun“, ſagt Fouqué, inmitten der mir liebſten und ehrwürdigſten noch lebenden Dichterheroen aus meiner Knaben- und Jünglingszeit, und ſie nahmen mich auf in ihren Kreis als Einen, der zu ihnen gehöre. Es ſchien ein vollſtrahlender Gipfelpunkt meines Ringens und meiner Freuden.“

Dies ſtille Vollgefühl glücklicher Tage ſollte bald vom Kriegsruf unterbrochen werden. Allein es galt ja der Erhebung des preußiſchen Vaterlandes, der ſich Fouqué, wie Chamiſſo treffend prophezeit hatte, ſogleich mit feurigem Herzen anſchloß. Kaum war im Februar 1813 der Aufruf des Königs zur Bewaffnung der freiwilligen Jäger erſchollen, als ſich Fouqué bei dem Landrath des Kreiſes, dem Herrn von Bredow

auf Sentzke, welcher späterhin selbst als Landwehr-Brigadier rühmlich für die gute Sache kämpfte, zum Eintritt meldete. Fouqué zählte 36 Jahr; ihm, als dem Aeltesten und des Dienstes allein Kundigen, wurde die Leitung der aus dem Havellande zusammentretenden und sonst sich ihnen anschließenden freiwilligen Jäger, deren Schaar etwa siebenzig zu Fuß und zu Roß betragen mochte, für den Marsch anvertraut. Zu Potsdam in der Garnisonkirche an dem geöffneten Grabgewölbe Friedrichs des Großen empfingen sie sämmtlich die Einsegnung durch den damaligen Hofprediger Eylert. Heiteren Muthes wurde der Weg nach Breslau zurückgelegt, und Fouqué war nicht nur der Führer, sondern gleichfalls der Sänger der kleinen Schaar, die ihm das schöne für sie gedichtete Lied „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", freudig nachsang. In Breslau angelangt, wurde Fouqué vom Könige, in Betracht seiner frühern Kriegsdienste am Rhein, von neuem zum Lieutenant bei der Kavallerie ernannt, eine Beförderung, die bei der Infanterie der Freiwilligen gleichzeitig dem Naturphilosophen Heinrich Steffens, damals Professor an der Breslauer Universität, zu Theil wurde.

In der Schlacht bei Lützen, welche Fouqué mitfocht, ward ihm sein Pferd beim Einbrechen in ein feindliches Carré erstochen, und er selbst verwundete sich stürzend durch seine eigene Klinge an der Stirn. Ein donischer Kosak, den ein tapferer Freiwilliger unterstützte, entriß ihn dem sicheren Tode. Bald aber hätte Fouqué sein kaum gerettetes Leben in anderer Weise eingebüßt.

Noch in der Nacht des nämlichen Tages auf eine Botschaft ausgesendet, stürzte Fouqué mit einem zweiten, scheu sich überschlagenden Pferde in ein fast grundloses Wasser; ein Unfall, der ihm für das ganze Leben ein schlimmes Andenken zurückließ. Die plötzliche Erkältung des vom Kampf noch Erhitzten, so wie die Unmöglichkeit, die völlig durchnäßten Kleider in den nächsten Tagen zu wechseln, hatten einen Brustkrampf zur Folge, welcher nie vollständig beseitigt wurde.

Rühmlich nahm der ritterliche Dichter, der in der Bautzener Schlacht ein Commando von etwa 60 Reitern verschiedener Regimenter im heißesten Moment ins Feuer führte, an den weiteren Kämpfen des Befreiungsjahres und zuletzt an der Leipziger Siegesschlacht Antheil. Aber jenes, durch den nächtlichen Sturz hervorgerufene Brustleiden, das ihn bereits für einige Zeit kampfunfähig gemacht, einmal sogar mit einem plötzlichen Tode bedroht hatte, nöthigte Fouqué unabweislich zur Schonung. Seine Körperkräfte hatten sich allmälig so erschöpft, daß der Regimentsarzt amtlich erklärte, noch ein zweites Bivouak, und Fouqué sei unrettbar verloren. Da ward das Abschiedsgesuch eingereicht, der

Ritt gegen den Feind jedoch fortgesetzt, bis dieser über den Rhein war und die siegenden Schaaren Halt machten.

Ein vorläufiger Urlaub des wohlwollenden Generals Röder, dem Ermatteten ohne sein Begehr angeboten, wies Fouqué vorerst zur Erquickung aus den beengten, oft wechselnden Cantonnirungen nach Weimar. Unterwegs kam ihm die Meldung nach, er sei schon nach der Schlacht von Kulm auf Antrag seines Regiments-Commandeurs Grafen Hacke zum Rittmeister ernannt worden, und nur im Drange des Wichtigern sei die Nachricht bis jetzt ausgeblieben. In Weimar selbst, wo er einige Tage verweilte, ward er von Goethe gütig aufgenommen, und schied, seinen eigenen Worten nach, mit dem erfreuenden Bewußtsein, Goethe erkenne ihn als Dichter an und habe ihn als Menschen lieb. Aus dem Felde der Ehre sandte ihm der König noch den Johanniter-Orden nach, „für bewiesene hohe Liebe gegen König und Vaterland", wie das Kabinetsschreiben sich ausdrückte, und ertheilte ihm den Rang als Major der Kavallerie.

„Das erste Ausruhen", sagt Fouqué, „am frei und friedlich gewordenen Heerde war fast ein seliges zu nennen: Freundesgrüße von nah und fern, ungehemmtester Umgang mit der Muse, frisches Bewußtsein erfüllter Ehrenpflicht, jeglicher Morgengruß von Weib und Kind ein erneutes Gefühl des labenden Wiedersehens."

Fouqué's äußeres Leben bietet zunächst wenig Bemerkenswerthes dar, und nur die zahlreichen Schöpfungen des fruchtbaren Dichters geben uns einzelne Haltpunkte für den weiteren Verlauf desselben. Novellen und Romane, lyrische, epische und dramatische Dichtungen, die aber an innerer Bedeutsamkeit den schon genannten nicht gleichkommen, folgen in bunter Reihe. Wir heben nur Einzelnes hervor: das in den nächsten Friedensstunden vollendete Rittergedicht „Corona" (1814); „Sintram und seine Gefährten" (1814), das Winterheft der „Jahreszeiten", die Undine als Frühlingsheft eingeleitet hatte, durch eine treffliche englische Uebersetzung auch im Auslande verbreitet; „Heldenspiele" (1818); „Altsächsischer Bildersaal" (4 Thle. 1818. 20.). Fouqué's spätere Dichtungen vollenden im Allgemeinen mehr das Gesammtbild seiner rastlosen Thätigkeit, als daß sie uns eine neue Seite seines Phantasielebens, oder eine tiefer gehende, nachhaltige Wirkung auf den Entwickelungsgang der deutschen Literatur darstellten.

Große Freude sollte der Dichter im Jahre 1816 noch einmal an seiner Undine erleben. Er hatte den Stoff derselben auf Hitzig's Veranlassung zu einem Operntext verarbeitet, welchen E. T. A. Hoffmann, der geniale Dichter der Phantasiestücke in Callot's Manier, der Lebensansichten des Katers Murr u. s. w., meisterhaft componirte. Die Oper

wurde in Berlin mit dem größten Aufwande von Mitteln in Scene gesetzt und hatte sich eines glänzenden Beifalls zu erfreuen. Da verzehrte, nach einer zwei- bis dreimaligen Aufführung, der Brand des Schauspielhauses die von Schinkel entworfenen Decorationen, die prachtvollen Costüme u. s. w., und hiermit war auch das Schicksal der Oper*) für jetzt beschlossen. Seit jener Zeit hat Undine die Berliner Hofbühne nicht anders als tanzend, im Ballet, betreten. Dagegen wurde sie später nach einer neuen Umarbeitung des Dichters und in einer neuen Composition des Musikdirectors Girschner in einer Concert-Aufführung zu Danzig auf das günstigste empfangen. Auch eine von dem Kapellmeister Lortzing componirte Oper, deren Text der Componist nach Fouqué's Undine gedichtet hatte, ward auf mehreren deutschen Bühnen wiederholt aufgeführt.

Ein Reihe von Jahren nach jener ersten Aufführung der Undine gab (1829) ein anderes Hauptwerk Fouqué's, sein Zauberring, zu einer angenehmen Ueberraschung des Dichters Veranlassung. Es wurde nämlich, bei Anwesenheit der Kaiserin von Rußland in Potsdam, in dem Schloßhofe des von Friedrich dem Großen erbauten Neuen Palais ein Turnierfest begangen, welchem auch Fouqué der ihm zu Theil gewordenen Einladung zufolge als Zuschauer beiwohnte. Da erblickte er „mit freudigster Ueberraschung, wie die erhabensten Damen und Theilnehmerinnen des Turniers (und sie selbst erzeigten ihm die Ehre, es ihm auszusprechen) als Bilder des Zauberringes erschienen. Die Kaiserin Alexandra als Blanchefleur verlieh ihm huldreichst eigenhändig das Silberzeichen der weißen Rose, sonst nur den unmittelbaren Theilhabern des Festes ausgetheilt."

Dies waren Lichtblicke in dem Leben unseres Dichters, welches andererseits durch die allmälig kälter werdende Neigung des Publikums in eine tiefe Mißstimmung gerieth. Mit den Schwingungen der Freiheitskriege war auch ein anderer Geistes- und Lebensstrom in die Zeit gedrungen, dessen frischen inneren Drang der ganz in sich versenkte Dichter, welcher in seiner Weise zum Abschluß gekommen war und alles Störende nun für immer beseitigt glaubte **), nicht zu erkennen vermochte. Der

---

*) Die aus dem Brande gerettete Partitur befindet sich im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

**) Fouqué selbst sagt bezeichnend: „Leiden andrer Art griffen hienieden in des Sängers Leben ein, nachdem jene früheren allsammt vorübergezogen waren und er nun gewähnt hatte, zu einer Gattung irdischen Paradieses durchgedrungen zu sein im befreiten Vaterlande, von seinen Landesgenossen geehrt und geliebt." (Lebensgeschichte S. 349.)

Abstand zwischen Fouqué's Dichtungen und der Gegenwart mußte sich, wo nicht in jenen das rein Menschliche sein ewig gültiges poetisches Recht behauptete, mit der vorrückenden Zeit nur um so klarer herausstellen. Das nächste Merkzeichen dieses Mißverständnisses gab schon das Jahr 1819, in welchem sich Fouqué durch den von Sand an Kotzebue verübten Mord veranlaßt fand, der deutschen Jugend mit Bezug darauf in ernsten Jamben einen Warnungsspiegel vorzuhalten, „warnend vor dem wiederum auftauchenden Gespenst des verzerrten und verzerrenden Voltaire." Diese Mahnung, die zwar die edle Absicht des Dichters bezeugte und auch insoweit berechtigt war, als sie die That des verirrten Jünglings als eine gegen das göttliche Gesetz streitende darstellte, beruhte andrerseits doch, wie man leicht erkennen wird, auf einer so irrthümlichen Anschauung und Zusammenstellung sehr verschiedenartiger Zeitverhältnisse, daß sie um deswillen schon ohne Erfolg bleiben mußte. Dagegen übte gerade dies Mißlingen auf das Gemüth des Dichters selbst den betrübendsten Einfluß; denn von jetzt an erschien ihm das verminderte Wohlgefallen des Publikums an seinen Dichtungen als das Werk einer politischen Partei, deren Haß er sich durch die offene Darlegung seiner politischen Gesinnung zugezogen. „Von da an war es", so lauten seine eignen Worte, „auf Seiten einer gewissen Partei und soweit selbige das zu bewirken vermochte, um Fouqué's sogenannte Popularität gethan." *) Dieser Wahn braucht kaum als solcher bezeichnet zu werden; er war indeß mächtig genug, um dem Dichter den Rest seiner Tage zu verbittern. Dazu kam noch (am 21. Juli 1831) der schmerzlichste Verlust, welcher ihn treffen konnte, der Tod seiner Gattin, die von dem Augenblick ihrer Verbindung an durch die große Bestimmtheit und Sicherheit ihrer edlen Natur sein festester Halt im Leben gewesen war.

Fouqué vertauschte jetzt den Aufenthalt in Nennhausen, das seiner schönsten Zier beraubt war, mit einer Wirksamkeit in der Universitätsstadt Halle, wo er vor einem gemischten Kreise von Zuhörern Privatvorlesungen über Zeitgeschichte und Geschichte der Poesie hielt. In dem letzten Jahre seines Lebens (1843) übersiedelte er zu gleichem Zwecke nach Berlin. Während seines Aufenthalts in Halle hatte sich Fouqué zum dritten Mal verheirathet, und dieser Ehe sind zwei Söhne entsprossen.

Fouqué's Tod erfolgte ganz unerwartet und war von einem höchst merkwürdigen Umstand begleitet. Gesund hatte er am 21. Januar sein Haus verlassen und mehrere Besuche gemacht, als ihn, da er Abends heimkehrte, auf der Treppe, noch ehe er sein Zimmer erreicht hatte, ein

*) Lebensgeschichte S. 350.

Schlagfluß traf, an dessen Folgen er am 23. früh verschied, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die letzten Worte, die er hienieden schrieb, finden sich in seinem Tagebuch und sind unmittelbar vor seinem Ausgang eingezeichnet. Sie lauten wörtlich:

Am 21. Januar (Morgens beim Aufstehen und gleich nachher):

„Heil, ich fühl' es, der Herr ist mir nah, doch nah auch der Tod mir,
Doch weil näher der Herr, Heil mir der seligen Näh'!"

Wir fügen dem Umriß der äußeren Lebensschicksale Fouqué's noch einige Worte über den Menschen und den Dichter hinzu.

Fouqué war der letzte Romantiker, das heißt, der letzte, welcher treu verharrend das Banner der romantischen Schule schwang; als diese längst schon in andere Richtungen aufgegangen war, als die Genossen sich vom Baum des Lebens neue und frische Kränze brachen, saß noch der Dichter mehr und mehr vereinsamend an der alten Tafelrunde und harrte auf die Wiederkehr vergangner Zeiten. Doch auch der Irrthum edler Menschen muß unser Herz bewegen. Manches, was wie abgestorben in die spätere Zeit hineinragte, hatte früher doch seine lebendige Bedeutung, seine volle Berechtigung gehabt. Man wird es nie vergessen dürfen, daß in Zeiten, wo es zu handeln galt, der Dichter nicht nur sang, sondern mit wackerm Beispiel voranging, daß sein Ritterthum, dessen uns später zu viel wurde, sich in jenen Tagen an ihm selbst leuchtend bewährte.

Wenn eine ursprünglich so reiche Dichterkraft, die von so trefflichen persönlichen Eigenschaften unterstützt wurde, nicht alles erreichte, was ihr zugewiesen schien, wenn sich die Kluft zwischen dem Dichter und dem Publikum nicht ohne Schuld des Ersteren allmälig nur vergrößerte, so liegt der Grund davon zum Theil darin, daß sich Fouqué von der einseitigen Herrschaft seines Phantasielebens nicht zu befreien vermochte, andrerseits, daß die Persönlichkeit des Dichters zu sehr in seine Dichtungen hineinwuchs. „Bei Fouqué überwältigte", sagt Eichendorff bezeichnend *), „die reiche, auf Einen Punkt gespannte Phantasie, verbunden mit einer ehrlich ritterlichen Intention, alle andern Geisteskräfte." Die Traumwelt der Dichtung spielte eben so in sein wirkliches Leben hinein, wie er selbst überall in seinen Dichtungen zum Vorschein kam. Den Helden des Zauberringes konnte er sich nicht versagen in die Farben seines eignen Wappenschildes zu kleiden und bezeichnete ihn, wie Fouqué selbst erläuternd bemerkt **), gewissermaßen mit dem eignen Stammesnamen.

*) Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.

**) Ausgewählte Werke. Bd. 12.

Leicht begreifen läßt sich hiernach, wie schwer es Fouqué wurde, mit eigner Verzichtleistung einen dichterischen Gegenstand unbefangen und objectiv zu gestalten. Und während der Dichter seine moderne Subjectivität mit Vorliebe in Stoffe des Mittelalters verwebte, bildete wiederum zu der Auffassung und Darstellung des modernen Lebens mittelalterliches Colorit und Aufputz einen befremdlichen Gegensatz. Dieser Mangel an Harmonie und einheitlichem Bewußtsein gereichte besonders den späteren Produktionen des Dichters, die bei der abnehmenden Schöpfungskraft immer äußerlicher wurden, sehr zum Nachtheil. Jedenfalls aber würden wir großes Unrecht begehn, wenn wir nach ihnen unser Gesammturtheil über den Dichter bemessen wollten, dessen höhere Bedeutung in seinen ersten markvollen Heldenspielen, in manchem frischen, innigen Liederklange, in der großartigen Composition seines Zauberringes und vor allem in der Undine zu Tage liegt.

Wenn wir vorzugsweise bei dieser Dichtung verweilen, so geschieht dies nicht blos in Rücksicht darauf, daß sie den Hauptinhalt des gegenwärtigen Buches ausmacht, sondern weil sie von allen Dichtungen Fouqué's die classische, weil Undine die Muse der Fouqué'schen Poesie ist, wie Heinrich Heine sie treffend bezeichnet, d. h., die ideale Gestalt, in welcher die schaffende Phantasie des Dichters den innersten und vollkommensten Ausdruck gewonnen hat. Dieses sinnvolle Märchen der „Seele" ist, wie kein zweites der deutschen und fremdländischen Literatur, aus den innersten Elementen des Christenthums hervorgegangen. Denn was uns mit so wundersamer Wirkung aus ihm anspricht, ist der Geist der erlösenden Liebe. Das nur Sinnliche, nur im Irdischen Wurzelnde vermag sich mit aller Pracht und Lieblichkeit, ja nicht mit allen Gaben, wie sie die unerlöste Natur ihrem Geschöpf zu ertheilen im Stande ist, in die Ewigkeit hinüberzuretten. Dieser gänzliche Verfall, dieses ewige Verderben, dies Zerstäuben in das Nichts, dies Zurückkehren in das Spiel der immer neu gestaltenden und immer neu zerstörenden Elementarkräfte ist das unfehlbare Loos des Irdischen, das unbegnadet mit der Gottesgabe, der Menschenseele, das tiefe Geheimniß des Lebens und Fortlebens kaum zu ahnen befähigt ist. So stellt sich uns auf der einen Seite die Natur an sich, die ihren Bildungen keine Dauer zu verleihen vermag, auf der andern der Geist Gottes in der Seele des Menschen dar. Die erlösende Vermittelung zwischen beiden übernimmt die Liebe. Und diese Liebe, durch welche das in der Sinnenwelt Verlorene beseelt und der erlösenden Offenbarung theilhaftig wird, ist einerseits eine sittlich geweihte, andrerseits, was ebenso mit christlicher Empfindung und Anschauung innig zusammenhängt, eine durch Treue besiegelte. Erst diese Treue läßt uns die

Seele, die von Gott vor allem übrigen so hoch begnadigt erscheint, als das erkennen, was der Liebe und dem Leben unvergänglichen Werth giebt. Als eine Folge daraus ergiebt sich, daß der Treubruch nur mit dem Tode gesühnt wird, und überaus schön und bedeutungsvoll ist, daß durch die Liebe selbst die Strafe vollzogen wird.

Fouqué selbst äußert sich in dem Nachwort zu der Sammlung seiner ausgewählten Werke*) in folgenden Worten über die Entstehung der Undine:

„Wie diese Lieblingsgabe meiner Muse aus dem mystischen Laboratorium des alten Wunderlings Theophrastus Paracelsus zuerst hervorgestiegen ist, hat schon sonst Erwähnung gefunden. Hier jedoch Näheres.

Ganz leicht war es nicht, aus dem räthseltiefen Naturphilosophen, bisweilen ergriffen von Prahlsucht, wohl gar von Charlatanismus, auch zanksüchtigem Hochmuth, zugleich aber von ewig gültigen Ahnungen durchzuckt und durchleuchtet, und an unverkennbar echter Erfahrung reich, einigermaßen — wie man wohl sprüchwörtlich sagt — klug zu werden. Um so minder leicht, als seine Orakelsprüche in einer Mischung von Küchen- oder doch Mönchs-Latein und nachlässig hingeworfenem Provinzialdialekt des sechszehnten Jahrhunderts — der heutigen Tyroler Mundart verwandt — dargeboten sind, so daß dergleichen wohl nur kaum noch irgend sonst in der Literatur vorhanden sein mag. Sehr wenig Abhandlungen, und nicht just die interessantesten, sind durchweg lateinisch verfaßt, und doch mag auch vielleicht keine ohne alles, wie zufällig dazwischen fallende Deutschreden abgekommen sein. Es ähnelt der Mittheilung eines lange in fernen Landen umgefahrnen Abenteurers, der jedoch der Muttersprache nie gänzlich vergessen konnte, und nun alles bunt zusammen würfelt, wie sich's zufällig macht. Man hat mir so was von einem französischen Matrosen erzählt, und unzählige Mal hat mich der alte Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim (denn also hieß sein vollständiger Titel) daran gemahnt. Ich ließ demungeachtet nicht ab, eine alte Ausgabe meines Sprachmengers — mir durch eine Versteigerung in die Hände gerathen — sorgfältig zu studiren. Selbst seine Recepte las ich, der Reihe nach, so wie sie in den Text herein geregnet waren, durch, immer der fortgehend festen Erwartung, es könne aus jeder Zeile etwas des Wunderlich-Magischen für mich auftauchen und zum Verständniß kommen. Einzelne Lichtfunken bestätigten, hin und her aufsprühend, mein Hoffen, und lockten mich tiefer in die Grubengänge

*) Auserwählte Werke von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. Halle 1841. Bd. 12.

hinein. Einiges dazu mogten die symbolischen Gebilde, auf die Lederdeckel der 10 oder 12 Quartbände recht kunstvoll eingepreßt, mit beitragen; mir unverstandne Goldbuchstaben bisweilen darunter angebracht, und das Holzschnittbild des seltsamen Meisters, als Titelblatt eingeheftet, ihn im altväterlichen Wamms darstellend, seine Gesichtszüge wundersam kräftig, fast zornig, dennoch treuherzig milden Gehaltes, das Haupt schon greisigkahl, aber mit einer fast apollinischen Locke auf der Stirn, beide nervigen Hände auf ein zweihandiges Ritterschwert zusammen gefaltet und gestützt.

„Nun, alter Meister, habe Dank!
Du führtest mich gar wackern Gang."

Denn als lichtzarte Perle, einer milden Wehmuthsthräne vergleichbar, funkelte mir endlich aus der rauhkantigen Muschelschaale entgegen: Undine. —

Meine Abspiegelung des Bildchens gelang mir um so folgerechter und besser, als der greise Zaubermeister mit unerschütterlichster Ueberzeugung — man wäre fast verleitet, sie gläubig zu nennen, — von der zuverlässigsten Wirklichkeit seiner Elementargeister handelte; nicht nur der Undinen oder Undenen, wie er sich ausdrückt, sondern auch der Sylphiden oder Luftgeister, der Salamander oder Feuergeister, der Gnomen oder Erdgeister mit. Von diesen drei letztern Gestaltungen hat späterhin der Verfasser noch zwei andre Novellen ans Licht gerufen, und — wie er wohl sagen mag — nicht ohne Erfolg. Aber, die Worte seines Altmeisters A. W. Schlegel, für einen weit anderen Anlaß gesprochen, hier anzuwenden: „Undine bleibt die erste Liebe, und die fühlt man nur Einmal."

In den außen trüblichen Weltzeiten für des Dichters Vaterland, worin sie aus seinem Geiste emporkeimte, wohl auch von manch ihm noch sonst eigenthümlichen Leiden mit angehaucht, nahm sie eine tief wehmüthige Färbung an, die jedoch wohl auch unter heiterer Lebenstage Sonnenschein der Gegenstand mögte herauf gerufen haben. Eines Wassermädchens Augen leuchten nun einmal, ihrer Natur nach, thränenhell, ob auch mitunter neckische Nixenspiele, gleich üppigen Schlingpflanzen am Bachesufer, das liebliche Kind umgaukeln. So mogte denn des Sängers blutendes Herz etwas wie eine Pelikansgabe mit ausströmen in seine Dichtung, und ihr somit eben die vielfache Theilnahme gewinnen, die ihr in und außer Deutschland erquickend entgegen gekommen ist."

So weit der Dichter. Wir vervollständigen seine Mittheilung durch einen Auszug aus der von ihm benutzten Abhandlung des Paracelsus:

„De Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris et de caeteris Spiritibus. *)

„Vom Fleisch muß verstanden werden, daß es zweierlei ist: das Fleisch aus Adam, und das, so nicht aus Adam ist. Das Fleisch aus Adam ist ein grob Fleisch, denn es ist irdisch; und ist zu fassen, wie ein Holz oder Stein. Das ander Fleisch, das nit ist aus Adam, das ist ein subtil Fleisch, und ist nicht zu binden, noch zu fassen, denn es ist nicht aus der Erden gemacht. Nun ist das Fleisch aus Adam, der Mensch aus Adam, der ist grob wie die Erden; dieselbig ist compact, also daß der Mensch nicht mag durch eine Mauer gehn; er muß sich ein Loch machen, denn ihm weicht nichts. Aber das Fleisch, so nit aus Adam ist, dem weichet das Gemäuer; das ist, dieselbigen Fleisch bedürfen keiner Thüren, keines Lochs, sondern gehnd durch ganz Mauern und Wände, und zerbrechen nichts. Durch den Unterschied aber sind sie von Geistern geschieden, daß sie Blut und Fleisch und Gebein haben, dabei gebären sie Kinder, reden und essen, trinken und wandeln, welche Ding die Geist nicht thund. Drum sind sie gleich den Geisten in Geschwindigkeit, gleich dem Menschen in Gestalt und Essen; und also sind sie Leut, die Geist Art an sich haben, dabei auch Menschen Art, und ist Ein Ding. Es ist eine sondere (besondere) Creatur, außerhalb deren zweien, aber in die zwei Art gesetzt; ein gemischtes, gemacht von beiden, wie zwo Farben in einander gossen, unter Einer Gestalt, und doch beide. So ist nun zu verstehen, daß sie, wiewol Geist und Mensch, jedoch entwebers (keins von beiden) sind. Der Mensch hat ein Seel, der Geist nicht; der Geist stirbt nicht, jene Creatur stirbt aber; sie hat der Seel nicht: sie ist ein Vieh; aber über das Vieh. Denn der Leib des Viehs hat auch kein Seel wie der Mensch, und eben darum ist es ein Vieh; aber jene reden auch und lachen, wie die Menschen, drum ist es dem Menschen gleicher wie dem Vieh, und ist weder Mensch noch Vieh, wie ein Aff, der dem Menschen das gleicheste Thier ist in Geberden und Werken, also sind sie gegen den Menschen. Sie sind in all Weg wie die Menschen, allein ohne Seele, und besser denn der Mensch, denn sie sind wie die Geist, die niemand heben kann. Christus ist für die gestorben und geboren worden, die Seel hand (haben), das ist, die aus Adam sind; für die nit, so nit aus Adam sind, denn sie hand kein Seel.

Des soll sich niemand verwundern, daß ein solche Creatur soll sein: denn Gott ist wunderbarlich in seinen Werken, die er oftmals wunderbarlich läßt erscheinen. Denn die Ding sind nicht täglich vor unsern Augen, sondern gar seltsam, und sehen es, als käm es uns im Schlaf für. **) Sie genießen nicht

*) Wir ziehen es in Rücksicht auf die Mehrzahl unserer Leser vor, statt des sehr schwer verständlichen Originaltextes (Baseler Ausgabe 1590 Th. 9 S. 50 ff.) einen Auszug daraus von F. W. Val. Schmidt zu geben (Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie (Berlin 1818), der übrigens im Wesentlichen sich treu an das Original hält und selbst dessen ungleiche Schreibart mit aufgenommen hat.

**) Vgl. Philos. Sagax. (10,222): „Selten ist das bei uns sichtbar. Denn je mehr der Menschen werden, je minder sie bei ihnen sind. Je mehr auch der

derſelbigen Erden, aus der Adam gemacht iſt. Sie haben Kinder, und ihre Kinder ſind ihres Gleichen: ſie ſind witzig, reich, verſtändig, arm, wie wir aus Adam. Sie bilden uns (ſind uns gleich gebildet) in all Weg. Gleich als man ſpricht: der Menſch iſt die Bildniß Gottes, das iſt, er iſt nach ſeiner Bildniß gemacht, ſo mag man auch ſagen: die Leut ſind Bildniß des Menſchen, und nach des Menſchen Bildnuß gemacht. Wie ſich der Menſch nicht berühmen kann, daß er Gott ſei, ſondern ein Geſchöpf Gottes, das alſo gemacht ſei von Gott, und Gott will das alſo han: alſo auch mit dieſen Leuten; ſich nicht berühmen können, daß ſie ein Seel haben, wie der Menſch, wiewol ſie ihm gleich ſehend: wie der Menſch ſich nicht berühmt, daß er Gott ſei, wiewol er nach ihm gemacht iſt.

Alſo ſterben ſie mit dem Vieh, wandeln mit den Geiſtern, eſſen und trinken mit den Menſchen. Das iſt, wie das Vieh, alſo ſterben ſie ab, daß nichts mehr da bleibt; ihnen ſchadet weder Waſſer noch Feuer, wie den Geiſtern, und niemand mag ſie verſperren, wie die Geiſt; aber in ihrer Mehrung ſind ſie dem Menſchen gleich. In Menſchen Krankheit und in ſeine Geſundheit fallen ſie, nicht in die Arzenei der Erde, aus der der Menſch gemacht iſt, ſondern aus der, da ſie wohnen; ſterben wie die Menſchen, aber des Todes, wie das Vieh, ihr Fleiſch fault wie ander Fleiſch, und ihrer wird kein Gedächtniß. Ihre Nahrung iſt gleich den Menſchen, die Arbeit ihrer Hände zu eſſen, ihnen ſelbſt Kleidung zu ſpinnen und zu weben. Sie haben Vernunft die Ding zu gebrauchen, Weisheit zu regiren, Billigkeit zu erhalten. Denn wiewohl ſie Vieh ſind, ſo haben ſie doch all Menſchen Vernunft, allein die Seel nicht; darum haben ſie das Urtheil nicht Gott zu dienen, zu wandeln in ſeinem Weg. Sondern wie das Vieh, das gegen ſich ſelbſt aus angeborner Natur Billigkeit ſucht ſeines Wandels, ſo iſt es mit ihnen auch. Ein ſonderlich wunderbarlich Geſchöpft, über all ander zu erwägen.

Ihr Wohnung ſind viererlei, das iſt, nach den vier Elementen, eine im Waſſer, eine im Luft, ein in der Erden, eini im Feuer. Die im Waſſer ſind Nymphen (Undinen), die im Luft ſind Sylphen (Sylveſtres), die in der Erden ſind Pygmäi (Gnomi), die im Feuer Salamander (Vulcani). Jedliches hat ſein beſonder Wohnung, aber dem Menſchen erſcheinen ſie, daß er erkenne, wie wunderbarlich Gott ſei in ſeinen Werken, daß er kein Element feiern läßt und leer läßt.

Wir Menſchen aus Adam ſtehn und gehn in der Luft, und ſind mit ihr umgeben, wie ein Fiſch mit ſeim Waſſer, und eben ſo wenig mögen wir ohn dieſelbige ſein, als ein Fiſch ohn Waſſer. Alſo iſt ein jeglich Ding in ſeinen Elementen beſchaffen, darin zu wandern. Die Undenen wohnen im Waſſer, und das Waſſer ihnen gleich geben als uns die Luft: und wie wir uns ver-

---

Menſchen Ungeſchicklichkeit ſich verliert, je weniger ſie auch gegen ſie Gemeinſchaft haben. Sie ſcheuen Gelehrte, Trunkene, frevlich, grob, fechteriſch Volk, ſind allein gern bei der Einfalt und wo Kindheit iſt; und je minder Hinterliſt und dergleichen, je lieber ſie ſich öffnen und an Tag bringen; ſonſt ſind ſie ſcheuch, wie die wilden Thier."

wundern, daß sie im Wasser sollen sein, so verwundern sie sich ob uns, in der Luft zu sein. Also ists mit den Gnomis in den Bergen; die Erden ist ihr Luft, und ist ihr Chaos. Denn im Chaos lebt ein jegliches Ding, das ist, ein jeglich Ding wohnet im Chaos, geht und steht darin. Nun ist die Erden allein Chaos den Bergmännlein. Denn sie gehnd durch ganze Mauern, durch Felsen, durch Stein, wie ein Geist. So wenig uns die Luft hindert zu gehn, so wenig werden die gehindert vom Berg und Erden und Felsen. Denn ihnen ist das Ding Chaos, das uns nicht Chaos ist, und was der Chaos zu grob ist, das ist die Creatur desto subtiler, und was der Chaos zu subtil, das ist die Creatur desto gröber. Als die Bergleut haben ein groben Chaos, drum müssen sie desto subtiler sein, und der Mensch hat einen subtilen Chaos, drum ist er desto gröber. Das Wasser ist des Fisches Luft; ertrinkt der Fisch nicht, so ertrinkt auch die Undine nicht. Also mit den Salamandern; das Feuer ist ihre Luft. Und die Sylvestres sind bei uns die nächsten; denn in unserer Luft erhalten sie sich auch. Im Feuer verbrennen sie, und wir auch; im Wasser ertrinken sie, und wir auch; in der Erden ersticken sie, und wir auch. Denn ein jeglicher bleibt in seim Chaos gesund, in andern stirbt er.

Und verwundert euch nicht über das, das uns vor unsern Augen ungleublich ist. Die Ding sind alle bei Gott möglich, der alle Ding beschaffen hat nicht nach unsern Gedanken und Verstand. Denn sollte sonst nichts beschaffen sein, als allein was dem Menschen möglich wäre zu glauben, so wäre doch Gott zu schwach, und der Mensch wär ihm gleich. —

Trinken müssen sie, aber das trinken, was in ihrer Welt ein Trank ist: essen müssen sie dergleichen, wie ihr Welt enthält. Von den Dingen ist nicht weiter zu ergründen, als allein, daß ihr Welt ihr eigen Natur hat, als wol als die unser.

Sie sind bekleidet, aber nit nach unser Welt Art, sondern nach ihrer Art. Bei ihnen ist Oberkeit (Obrigkeit), wie die Immen ihren König haben, und die Schneegänse ihren Vorflieger: nicht nach Ordnung des Gesatzes der Menschen, sondern nach Ordnung angeborner Natur. Die Kleidung ist dem Vieh angeboren, diesen Leuten aber nicht, sie müssen darum arbeiten, wie der Mensch, dem sie gleich sind. Denn der uns hat Wolle geben von Schafen, der giebts ihnen auch. Denn es ist Gott nicht allein möglich zu schaffen die Schafe, die uns bekannt sind, sondern auch Kleidungsstoff im Feuer, im Wasser, in der Erden. Gott ist nicht allein mächtig den Menschen zu versorgen, sondern auch alles andere, davon der Mensch nichts weiß, und langsam inne wird. Und ob er schon etwas sieht und erfährt, so ist es ihm ein Wunder ohn Frucht, das ist, es giebt ihm keine weitere Gedanken, sondern er bleibt also ersteckt (verstockt) und verblendet, wie einer der mit guten Augen die Gnade nicht hat zu sehen.

Sie ruhen, schlafen und wachen in Maßen wie der Mensch. Dabei auch so haben sie die Sonn und das Firmament so wol als wir. Das ist, die Bergmännlein haben die Erden, und ist ihr Chaos; nun ist es ihnen nur ein Luft und kein Erden, wie sie uns ist. Daraus folgt nun, daß sie durch die Erden sehen, wie wir durch die Luft, und daß die Sonn ihnen durch die Erden

ſcheint, wie uns durch die Luft, und ſie haben die Sonn und den Mond und all das Firmament vor ihren Augen wie wir Menſchen. Auch den Undenen iſt das Waſſer kein Hinderung an der Sonnen, ſondern gleich als wir die Sonn haben durch die Luft, ſo haben ſie ſie durch das Waſſer. Dermaßen auch die Vulcaniſchen durch ihr Feuer; und wie uns auf Erden die Sonn anſcheint, und die Erde fruchtbar macht, alſo iſt es bei denſelbigen, wie bei uns. Drum ſo folgt, daß bei ihnen Sommer, Winter iſt, Tag, Nacht und dergleichen.

Der Perſon halben ſollt ihr wiſſen, daß ſie unterſchieden ſind. Die Waſſerleut halten Menſchen Perſon gleichmäßig, beide Frau und Mannen. Die Sylveſtres halten die Form nicht, ſondern rauher, gröber, länger und ſtärker als die beid. Die Berglent ſind klein, auf zwo Spannen und dergleichen ongeferlich: die Salamander ſind lang, ſchmal und dürr. Ihr Stätte und Wohnung ſind in ihrem Chaos. Als die Nymphen, im Waſſer, fließenden Bächen und dergleichen, ſo daß ſie die Leut ergreifen, ſo durchreiten oder darin baden. Die Berglent ſind im Berg-Chaos, und da machen ſie ihr Gehäus in. Darum findet man oft Eſtrich, Gewölb und dergleichen in der Erden, in Höhe eines Ellebogens, und dergleichen. Dieſelbigen ſind von dieſen Leuten gehauen worden, ihnen zu einer Wohnung. Alſo thund auch die Waſſerleut in ihren Stätten. Eben ſo wiſſet auch vom Feuer, daß in den äthniſchen Bergen ihr Geſchrei, Zimmern und Werken gehört mag werden. Gründlich erfährt die Ding, wer durchwandert die wilden Wälder; auch in den Bergwerken bei gutem Erz werden dieſelbigen gefunden; und alſo bei den Waſſern; und beim Aethna die Vulcaniſchen. Und noch viel mehr wunderbarlicher Dinge, von ihr Münz, Zalung und Sitten, das hier zu dieſem Fürnemen zu lang wäre.

Solch Offenbarung geſchehn, aber ſelten. Gott hat dieſe Creaturen dem Menſchen etwan (hin und wieder) für geſtellt, und ſehen laſſen, mit den Menſchen wandeln, reden und dergleichen, auf daß dem Menſchen im Wiſſen ſei, daß ſolche Creaturen in den vier Elementen ſeien, die da wunderbarlich vor unſern Augen erſcheinen. Die Waſſerleute kommen aus ihren Waſſern heraus zu uns, laſſen ſich kennen, und handeln und wandeln mit uns, gehnd wieder hinweg in ihr Waſſer, kommen wieder, das alles dem Menſchen zu einem Anſehn göttlicher Werke. Menſchen ſinds, aber allein in Thier, ohne die Seel. Wenn ſie nun zum Menſchen verheirat werden, alſo daß ein Waſſerfrau ein Mann aus Adam nimmt, und halt mit ihm Haus, und gebiert: ſo ſchlägt ſolches Gebären dem Mann nach. Weil der Vater ein Menſch iſt aus Adam, drum ſo wird dem Kind eine Seel eingoſſen, und wird gleich einem rechten Menſchen, der ein Seel hat und das Ewige. Aber auch ſolche Frauen empfangen Seel in dem ſo ſie vermählet werden, alſo daß ſie wie ander Frauen vor Gott und durch Gott erlöſt ſind. Denn ſie ſind nicht ewig, außer bei den Menſchen, ſo ſie verbunden werden, werden ſie ewig, das iſt, geſeelet wie der Menſch. So ſie mit den Menſchen in Bündnuß kommen, ſo giebt die Bündnuß die Seel. Eben ſo wie ihr ſehet das Bündniß, ſo der Menſch mit Gott hat, und Gott gegen den Menſchen, daſſelbig geſchieht aufgerichtet durch Gott, und macht nun, daß wir in Gottes Reich kommen. So das Bündniß nicht wäre, was wär uns die

Seel nütz? Nichts. Aber wegen des Bündnisses Gottes mit dem Menschen, ist jetzt die Seel dem Menschen nütz, der sonst vergebens wäre. Also mit denen auch, sie haben kein Seel, sie werden dann mit den Menschen verbunden, jetzt hand sie die Seel. Und wie sie sterben des Tods, und da bleibt nichts von ihnen über, wie das Vieh: also ist ein Mensch, der nit in göttlichem Bündniß ist, wie diese. Und wie diesen Leuten ist, so sie mit den Menschen verbunden werden: also ist dem Menschen, so er mit göttlichem Bündniß verfaßt ist. Also geben sie ein Exempel, daß sie ohne den Menschen Thiere sind, und wie sie sind, so ist der Mensch ohne göttliches Bündniß nichts. So viel vermag das Bündniß zweier Dinge gegen einander, daß das mindere des mehreren geneußt, und Kraft hat.

Daraus folgt nun, daß sie um den Menschen bulen, zu ihm sich fleißen und heimlich (einheimisch) machen. Wie ein Heid, der um die Tauff bittet und bult, auf daß er sein Seel erlang und lebendig werd in Christo: also stellen sie in solcher Liebe dem Menschen nach. Denn aller Verstand und Weisheit ist bei ihnen, außerhalb der Seel Eigenschaft; und sie empfangen dann die Seel, und ihr Kinder auch, in Kraft der Adamischen Frucht, Freiheit und Macht, so sie gegen Gott hat und trägt. Aber nicht all sind uns zu verheirathen: die Wasserleut am ersten, und sind auch die nächsten: die Waldleut am nächsten nach ihnen, danach die Bergmännlein, welche doch selten gegen Menschen verheirat werden, allein mit Diensten verpflicht; die Aethnischen verbinden sich gar nicht mit den Menschen, sind aber doch dienstbar. Die Erdmännlein und Aethnischen werden für Geister geacht, als ob es ein Schein nur sei oder Gespenst. Aber sie sind Fleisch und Blut, wie ein ander Mensch, und dabei als ein Geist behend und schnell. Sie wissen auch alle zukünftige Ding, gegenwärtig Ding, und die geschehen, so nicht vor Augen sind, sondern verborgen, darin mögen sie den Menschen dienen, und ihn erhalten, warnen, führen, und dergleichen. Denn sie haben Vernunft mit den Menschen (ausgenommen der Seel halben): sie haben das Wissen und den Verstand der Geister (ausgenommen Gottes halben).

Die Nymphen gehn aus dem Wasser zu uns, und sitzen an dem Gestad der Bäche, da sie ihr Wohnung haben, da sie dann gesehen, auch genommen, gefangen werden, und vermählet. Aber die Waldleut sind gröber, dann sie, reden nichts, das ist, sie können nicht reden, und doch haben sie Zunge und alles zum Reden genugsam. In dem unterscheiden sie sich von den Nymphen, denn dieselbigen sind gespräch, mit derselbigen Landsprachen; die Waldleut aber nicht, zu lernen aber sind sie geschickt. Die Bergleutli haben auch die Sprach, wie die Nymphen: die Aethnischen reden nichts, können aber reden, und doch hart und selten. Die Nymphen erscheinen in menschlicher Kleidung und mit menschlichem Ansehn und Begierden: die Waldleut wie die Menschen, aber scheu und bestehend nicht. Die Bergleut wie die Menschen, etwa halbe Mannsläng, auch länger. Die Aethnischen erscheinen feurig, und gehnd feuri in allen ihrem Wesen und Gewand: und sind die, so man sagt: in dem Haus geht ein feuriner Mann oder ein Geist, da geht ein brinnende Seel und dergleichen. Auch sind dies die Zundeln, so oftmals gesehn sind, brinnende Lichter auf den Wiesen und

Aeckern; laufen durch einander und gegen einander, das sind die Vulkanischen. Aber bei den Menschen werden sie nicht wohnend gefunden, wegen ihres Feuers.

Uebrigens behalten diese Wesen die Art der Geister mit dem Verschwinden. Einer der ein Nymphen hat zu einem Weib, der laß sie zu keim Wasser kommen, oder beleidig sie nicht auf Wassern. Also der einen Bergmenschen hat bei sich, der beleidig ihn nicht an solchem Ort, wo er her gekommen, denn da werden sie verloren. Einer, der ein Frau hat, die kommt von ihm nicht, es sei denn, daß sie auf den Wassern erzürnt werde; sonst mag sie nicht verschwinden, sondern sie ist zu heben. Auch die Bergleutlein, so sie in Dienstweis sind, und in Gelübdniß genommen, so müssen sie die halten: allein daß ihnen auch gehalten werde, wie man ihnen zu thun schuldig ist. Denn Pflicht soll gegen Pflicht gehalten werden, so sind sie wahrhaftig, beständig und ganz in ihren Dingen. Dann sind sie dem Menschen auch sonderlich getreu, und fast geneigt, als mit Geld ausgeben. Denn die Bergleut haben Geld, Ursach (aus dem Grunde weil), sie münzens selbst. Das versteht also: ein Geist was er wünscht das er hätt im Bereich seiner Sphäre, das hat er. Als ein Bergmännlein wünschti eine Summe Gelds, und Notdurft erfordert es, so hat ers, und ist gut Geld. Also geben sie viel Leuten Geld in den Krösen der Berge, daß sie wieder hinweg gangen (gehen), kaufen die Leut hinweg. Unter allen Creaturen ist der Mensch der hart gebundenst; was er haben muß und will, das muß er sich machen, und kann mit Wünschen und Begeren nichts erlangen.

So die Undinen bein Männern erzürnt werden, auf dem Wasser: so fallen sie in das Wasser, und niemand findt sie mehr. Der Mann sieht sie nimmer (nicht mehr). Doch soll er sie nicht für todt halten, und kein ander Weib nehmen. Denn, wo das geschieht, so wird er sein Leben drum müssen geben: denn die Ehe ist nicht geschieden, sondern noch ganz. Zu gleicher Weis als ein Frau, die von einem lauft, dieselbig ist nicht ledig von ihrem Mann, sondern es ist eine ganze Ehe, die niemand scheiden mag, so lang das Leben ist. Und sie wird der Bündnuß und Pflicht halben am jüngsten Tag erscheinen; im Leben aber ist kein Wiederkommen, es sei dann, daß der Mann ein ander Weib nehme, und sie komm, und ihm den Tod zufüge, wie dann oft beschehen."

Wir schließen diesen Aufsatz, indem wir aus einer Reihe von Urtheilen, die sich in Anerkennung der Undine vereinigen, zwei der bedeutendsten hervorheben.

Zunächst sei Heine genannt, Heine, dem man schwerlich vorwerfen wird, daß er die deutschen Dichter mit Lob überschütte, und daß er je, der Pietät zu Liebe, ein Wort des Witzes oder der Bosheit zurückgehalten habe. Allein die Anmuth des Märchens hat auch ihn überwältigt, und der sinnige reine Geist der Dichtung hat einen Weg zu seinem Herzen gefunden. „Ich fand," erzählt Heine*), „in einer kleinen

*) Die romantische Schule. Hamburg 1836.

Harzstadt ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand: daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der Undine küssen könnte! — Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine."

Dem Dichter der Neuzeit reihen wir den Altmeister Goethe an. „Wollen Sie," äußert Goethe zu Eckermann *), „von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine Undine, die wirklich allerliebst ist." — Ein kleines Gedicht, welches Goethe in Carlsbad am 5. September 1818 mit einem ungebundenen Exemplar von Fouqué's Undine an die Gräfin Jaraczewska sandte, lautet folgendermaßen **):

„Da sieht man, wie die Menschen sind;
Nur Leidenschaft und kein Gewissen!
Wie haben sie dem schönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib gerissen!
Doch mir begegnete das Glück in später Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich neiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit,
Den holden Schatz von Kopf zu Fuß zu kleiden."

Zum näheren Verständniß dieser Zeilen bemerkt Goethe: „Eine mit der deutschen Literatur aufs innigste bekannte polnische Dame vereinigte sich mit mir im Lobe von Fouqué's Undine und bemerkte zugleich, daß eine französische Uebersetzung das Original keineswegs erreiche, und versprach, sie mir zu eigener Ansicht mitzutheilen. Als ich das Buch erhielt, fand ich es in einem Zustande, der dem Verfasser gewiß geschmeichelt hätte. Die vordere Decke fehlte ganz, die ersten Bogen konnten als gerollt und geknittert kaum gelesen werden; ich schaffte es zum Buchbinder, der es dann völlig wieder herstellte, und so erhielt es die Dame zurück mit jenen eingeschriebenen Zeilen."

Den Stimmen deutscher Kritik wollen wir mindestens eine des Auslandes — und zwar keine geringere als die Walter Scott's — hinzufügen. Derselbe sagt in einem kurzen Ueberblick über die sämmt-

*) Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1837. Th. 2. S. 14.

**) Goethe's Werke. Ausg. in 40 Bdn. Bd. 6 S. 94 u. 441.

lichen Schöpfungen unſers Dichters: „Fouqué's Undine oder Najade iſt hinreißend. Das Leiden der Heldin iſt ein wahrhaftes, ſei es auch eben nur das Leiden eines phantaſtiſchen Weſens.“

Wie ſehr das Ausland an dieſer ſchönen Dichtung Theil genommen hat, ſehen wir aus den zahlreichen Ueberſetzungen der Undine. Der franzöſiſchen, einer Arbeit der Frau von Montolieu, iſt ſchon Erwähnung geſchehn. Auch Fouqué zeigte ſich mit dieſer Ueberſetzung nicht durchaus zufrieden. Dagegen ſteht eine neuere Uebertragung von dem talentvollen Dichter Charles Fournel in Ausſicht. Von zwei engliſchen Ueberſetzungen behandelt die eine, welche in England eine Art Volksbuch geworden iſt, das Original mit äußerſter Willkühr; denn Ritter Huldbrand iſt in einen modernen Huſarenoffizier umgewandelt, die Scene nach Ungarn verlegt, und dergleichen mehr. Ein gelehrter Freund des Dichters, Adolf Wagner, überſetzte das Märchen ins Italieniſche. Daſſelbe geſchah noch durch einen gebornen Italiener, Graf Volza, und dieſe Uebertragung iſt die einzige, die auch den Dichter ſelbſt vollſtändig befriedigte, und von welcher er ſagt, ſie wetteifere rühmlich mit der Urſchrift, ja mitunter ſieghaft. — Eine ruſſiſche Ueberſetzung von Joukovski, ruſſiſchem Staatsrath und Lector der Kaiſerin Alexandra, hat, merkwürdig genug, das Märchen in Hexameter gekleidet, ohne jedoch die Form der eingewebten Liedchen zu ändern. Das althelleniſche Maaß der Epopöe bilde, ſo bemerkte der als ruſſiſcher Dichter wohlbekannte Ueberſetzer unſerm Dichter, im Ruſſiſchen das Maaß der einfach-kindlichen Erzählung, fern von der kunſtgerechten Formirung deſſelben in Deutſchland. Die Ueberſetzung wurde übrigens auf Befehl der Kaiſerin von Rußland veranſtaltet. Das Buch iſt mit Umriſſen in Stahlſtich geſchmückt. Eine polniſche Ueberſetzung hörte Fouqué als gelungen rühmen.

Vor allen wunderlichen Dingen
Ist wunderlich ein Dichterfang.
Oft hört man erst recht hell ihn
klingen,
Wann der verschollen ist, der ihn
sang.

Anton Cuni.

# Undine.

# Zueignung.

Undine, liebes Bildchen du,
Seit ich zuerſt aus alten Kunden
Dein ſeltſam Leuchten aufgefunden,
Wie ſangſt du oft mein Herz in Ruh!

Wie ſchmiegteſt du dich an mich lind,
Und wollteſt alle deine Klagen
Ganz ſacht nur in das Ohr mir ſagen
Ein halb verwöhnt, halb ſcheues Kind!

Doch meine Zither tönte nach
Aus ihrer goldbezognen Pforte
Jedwedes deiner leiſen Worte,
Bis fern man davon hört' und ſprach.

Und manch ein Herz gewann dich lieb
Trotz deinem launisch-dunklen Wesen,
Und Viele mochten gerne lesen
Ein Büchlein, das von dir ich schrieb.

Heut wollen sie nun allzumal
Die Kunde wiederum vernehmen.
Darfst dich, Undinchen, gar nicht schämen,
Nein, tritt vertraulich in den Saal!

Grüß sittig jeden edlen Herrn,
Doch grüß vor allen mit Vertrauen
Die lieben schönen deutschen Frauen;
Ich weiß, die haben dich recht gern.

Und fragt dann eine wohl nach mir,
So sprich: „Er ist ein treuer Ritter,
Und dient den Fraun mit Schwert und Zither,
Bei Tanz und Mahl, Fest und Turnier.“

# Erſtes Kapitel.

## Wie der Ritter zu dem Fiſcher kam.

Es mögen nun wohl ſchon viele hundert Jahre her ſein, da gab es einmal einen alten guten Fiſcher, der ſaß eines ſchönen Abends vor der Thür und flickte ſeine Netze. Er wohnte aber in einer überaus anmuthigen Gegend. Der grüne Boden, worauf ſeine Hütte gebaut war, ſtreckte ſich weit in einen großen Landſee hinaus, und es ſchien ebenſowohl, die Erdzunge habe ſich aus Liebe zu der bläulich-klaren wunderhellen Fluth in dieſe hineingedrängt, als auch, das Waſſer habe mit verliebten Armen nach der ſchönen Aue gegriffen, nach ihren hochſchwankenden Gräſern und Blumen und nach dem erquicklichen Schatten ihrer Bäume. Eins ging bei dem andern zu Gaſte, und eben deshalb war jegliches ſo ſchön. Von Menſchen freilich war an dieſer hübſchen Stelle wenig oder gar nichts anzutreffen, den Fiſcher und ſeine Hausleute aus-

genommen. Denn hinter der Erdzunge lag ein sehr wilder Wald, den die mehrsten Leute wegen seiner Finsterniß und Unwegsamkeit, wie auch wegen der wundersamen Kreaturen und Gaukeleien, die man darin antreffen sollte, allzusehr scheueten, um sich ohne Noth hineinzubegeben. Der alte fromme Fischer jedoch durchschritt ihn ohne Anfechtung zu vielen Malen, wenn er die köstlichen Fische, die er auf seiner schönen Landzunge fing, nach einer großen Stadt trug, welche nicht sehr weit hinter dem großen Walde lag. Es ward ihm wohl mehrentheils deswegen so leicht, durch den Forst zu ziehen, weil er fast keine andre, als fromme Gedanken hegte und noch außerdem jedesmal, wenn er die verrufenen Schatten betrat, ein geistliches Lied aus heller Kehle und aufrichtigem Herzen anzustimmen gewohnt war.

Da er nun an diesem Abende ganz arglos bei den Netzen saß, kam ihn doch ein unversehener Schrecken an, als er es im Waldesdunkel rauschen hörte, wie Roß und Mann, und sich das Geräusch immer näher nach der Landzunge herauszog. Was er in manchen stürmischen Nächten von den Geheimnissen des Forstes geträumt hatte, zuckte ihm nun auf einmal durch den Sinn, vor allem das Bild eines riesenmäßig langen, schneeweißen Mannes, der unaufhörlich auf eine seltsame Art mit dem Kopfe nickte. Ja, als er die Augen nach dem Walde aufhob, kam es ihm ganz eigentlich vor, als sähe er durch das Laubgitter den nickenden Mann hervorkommen. Er nahm sich aber bald zusammen, erwägend, wie ihm doch niemals in dem Walde selbsten was Bedenkliches widerfahren sei, und also auf der freien Landzunge der böse Geist wohl noch minder Gewalt über ihn ausüben dürfe. Zugleich betete er recht kräftiglich einen biblischen Spruch laut aus dem Herzen heraus, wodurch ihm der kecke Muth auch zurückekam, und er fast lachend sah, wie sehr er sich geirrt hatte. Der weiße, nickende Mann ward nämlich urplötzlich zu einem

ihm längſt wohlbekannten Bächlein, das ſchäumend aus dem Forſte hervorrann und ſich in den Landſee ergoß. Wer aber das Geräuſch verurſacht hatte, war ein ſchön geſchmückter Ritter, der zu Roß durch den Baumſchatten gegen die Hütte vorgeritten kam. Ein ſcharlachrother Mantel hing ihm über ſein veilchenblaues, goldgeſticktes Wamms herab; von dem goldfarbigen Barette wallten rothe und veilchenblaue Federn; am goldnen Wehrgehenke blitzte ein ausnehmend ſchönes und reich verziertes Schwert. Der weiße Hengſt, der den Ritter trug, war ſchlankeren Baues, als man es ſonſt bei Streitroſſen zu ſehen gewohnt iſt, und trat ſo leicht über den Raſen hin,

daß dieser grünbunte Teppich auch nicht die mindeste Verletzung davon zu empfangen schien. Dem alten Fischer war es noch immer nicht ganz geheuer zu Muth, obwohl er einzusehn meinte, daß von einer so holden Erscheinung nichts Uebles zu befahren sei, weshalb er auch seinen Hut ganz sittig vor dem näher kommenden Herrn abzog und gelassen bei seinen Netzen verblieb. Da hielt der Ritter stille und fragte, ob er wohl mit seinem Pferde auf diese Nacht hier Unterkommen und Pflege finden könne. — Was euer Pferd betrifft, lieber Herr, entgegnete der Fischer, so weiß ich ihm keinen bessern Stall anzuweisen, als diese beschattete Wiese, und kein besseres Futter, als das Gras, welches darauf wächst. Euch selbst aber will ich gerne in meinem kleinen Hause mit Abendbrot und Nachtlager bewirthen, so gut es unsereiner hat. — Der Ritter war damit ganz wohl zufrieden, er stieg von seinem Rosse, welches die beiden gemeinschaftlich losgürteten und loszügelten, und ließ es alsdann auf den blumigen Anger hinlaufen, zu seinem Wirthe sprechend: Hätt' ich euch auch minder gastlich und wohlmeinend gefunden, mein lieber alter Fischer, ihr wäret mich dennoch wohl für heute nicht wieder losgeworden; denn, wie ich sehe, liegt vor uns ein breiter See, und mit sinkendem Abende in den wunderlichen Wald zurückzureiten, davor bewahre mich der liebe Gott! — Wir wollen nicht allzuviel davon reden, sagte der Fischer und führte seinen Gast in die Hütte.

Darinnen saß bei dem Heerde, von welchem aus ein spärliches Feuer die dämmernde, reinliche Stube erhellte, auf einem großen Stuhle des Fischers betagte Frau; beim Eintritte des vornehmen Gastes stand sie freundlich grüßend auf, setzte sich aber an ihren Ehrenplatz wieder hin, ohne diesen dem Fremdling anzubieten, wobei der Fischer lächelnd sagte: Ihr müßt es ihr nicht verübeln, junger Herr, daß sie euch den bequemsten Stuhl im Hause nicht abtritt;

das ist so Sitte bei armen Leuten, daß der den Alten ganz ausschließlich gehört. — Ei, Mann, sagte die Frau mit ruhigem Lächeln, wo denkst du auch hin? Unser Gast wird doch zu den Christenmenschen gehören, und wie könnte es alsdann dem lieben jungen Blut einfallen, alte Leute von ihren Sitzen zu verjagen? — Setzt euch, mein junger Herr, fuhr sie, gegen den Ritter gewandt, fort; es steht dorten noch ein recht artiges Sesselein, nur müßt ihr nicht allzu ungestüm damit hinundherrutschen, denn das eine Bein ist nicht allzufeste mehr. — Der Ritter holte den Sessel achtsam herbei, ließ sich freundlich darauf nieder, und es war ihm zu Muthe, als sei er mit diesem kleinen Haushalt verwandt und eben jetzt aus der Ferne dahin heimgekehrt.

Die drei guten Leute fingen an höchst freundlich und vertraulich mit einander zu sprechen. Vom Walde, nach welchem sich der Ritter einige Male erkundigte, wollte der alte Mann freilich nicht viel wissen; am wenigsten, meinte er, passe sich das Reden davon jetzt in der einbrechenden Nacht; aber von ihrer Wirthschaft und sonstigem Treiben erzählten die beiden Eheleute desto mehr und hörten auch gerne zu, als ihnen der Rittersmann von seinen Reisen vorsprach und daß er eine Burg an den Quellen der Donau habe und Herr Huldbrand von Ringstetten geheißen sei. Mitten durch das Gespräch hatte der Fremde schon bisweilen ein Plätschern am niedrigen Fensterlein vernommen, als spritze jemand Wasser dagegen. Der Alte runzelte bei diesem Geräusche jedesmal unzufrieden die Stirn; als aber endlich ein ganzer Guß gegen die Scheiben flog und durch den schlecht verwahrten Rahmen in die Stube hereinsprudelte, stand er unwillig auf und rief drohend nach dem Fenster hin: Undine! wirst du endlich einmal die Kindereien lassen? und ist noch obenein heut ein fremder Herr bei uns in der Hütte. — Es ward auch draußen

stille, nur ein leises Gekicher ließ sich noch vernehmen, und der Fischer sagte zurückkommend: Das müßt ihr ihr nun schon zu gute halten, mein ehrenwerther Gast, und vielleicht noch manche Ungezogenheiten mehr; aber sie meint es nicht böse. Es ist nämlich unsere Pflegetochter Undine, die sich das kindische Wesen gar nicht abgewöhnen will, ob sie gleich bereits in ihr achtzehntes Jahr gehen mag. Aber, wie gesagt, im Grunde ist sie doch von ganzem Herzen gut. — Du kannst wohl sprechen! — entgegnete kopfschüttelnd die Alte. Wenn du so vom Fischfang heimkommst oder von der Reise, da mag es mit ihren Schäkereien ganz was Artiges sein. Aber sie den ganzen Tag lang auf dem Halse haben und kein kluges Wort hören und, statt bei wachsendem Alter Hülfe im Haushalte zu finden, immer nur dafür sorgen müssen, daß uns ihre Thorheiten nicht vollends zu Grunde richten, — da ist es gar ein Andres, und die heilige Geduld selbsten würd' es am Ende satt. — Nun, nun, lächelte der Hausherr, du hast es mit Undinen, und ich mit dem See. Reißt mir der doch auch oftmals meine Dämme und Netze durch, aber ich hab' ihn dennoch gern, und du mit allem Kreuz und Elend das zierliche Kindlein auch. Nicht wahr? — Ganz böse kann man ihr eben nicht werden, sagte die Alte und lächelte beifällig.

Da flog die Thür auf, und ein wunderschönes Blondchen schlüpfte lachend herein und sagte: Ihr habt mich nur gefoppt, Vater; wo ist denn nun euer Gast? — Selben Augenblicks aber ward sie auch den Ritter gewahr und blieb staunend vor dem schönen Jünglinge stehn. Huldbrand ergötzte sich an der holden Gestalt und wollte sich die lieblichen Züge recht achtsam einprägen, weil er meinte, nur ihre Ueberraschung lasse ihm Zeit dazu, und sie werde sich bald nachher in zwiefacher Blödigkeit vor seinen Blicken abwenden. Es kam aber ganz anders. Denn als sie ihn nun recht lange angesehen hatte,

trat sie zutraulich näher, kniete vor ihm nieder und sagte, mit einem goldnen Schaupfennige, den er an einer reichen Kette auf der Brust trug, spielend: Ei du schöner, du freundlicher Gast, wie bist du denn endlich in unsre arme Hütte gekommen? Mußtest du denn Jahre lang in der Welt herumstreifen, bevor du dich auch einmal zu uns fandest? Kommst du aus dem wüsten Walde, du schöner Freund? — Die scheltende Alte ließ ihm zur Antwort keine Zeit. Sie ermahnte das Mädchen, fein sittig aufzustehen und sich an ihre Arbeit zu begeben. Undine aber zog, ohne zu antworten, eine kleine Fußbank neben Huldbrands Stuhl, setzte sich mit ihrem Gewebe darauf nieder und sagte freundlich: Hier will ich arbeiten. Der alte Mann that, wie Aeltern mit verzogenen Kindern zu thun pflegen. Er stellte sich, als merkte er von Undinens Unart nichts, und wollte von etwas Anderem anfangen. Aber das Mädchen ließ ihn nicht dazu. Sie sagte: Woher unser holder Gast kommt, habe ich ihn gefragt, und er hat mir noch nicht geantwortet. — Aus dem Walde komme ich, du schönes Bildchen, entgegnete Huldbrand; und sie sprach weiter: So mußt du mir erzählen, wie du da hineinkamst, denn die Menschen scheuen ihn sonst, und was für wunderliche Abenteuer du darinnen erlebt hast, weil es doch ohne dergleichen dorten nicht abgehen soll. — Huldbrand empfing einen kleinen Schauer bei dieser Erinnerung und blickte unwillkürlich nach dem Fenster, weil es ihm zu Muthe war, als müsse eine von den seltsamlichen Gestalten, die ihm im Forste begegnet waren, von dort hereingrinzen; er sah nichts, als die tiefe, schwarze Nacht, die nun bereits draußen vor den Scheiben lag. Da nahm er sich zusammen und wollte eben seine Geschichte anfangen, als ihn der Alte mit den Worten unterbrach: Nicht also, Herr Ritter! zu dergleichen ist jetzund keine gute Zeit. — Undine aber sprang zornmüthig von ihrem Bänkchen auf, setzte die schönen

# Zueignung.

Undine, liebes Bildchen du,
Seit ich zuerſt aus alten Kunden
Dein ſeltſam Leuchten aufgefunden,
Wie ſangſt du oft mein Herz in Ruh!

Wie ſchmiegteſt du dich an mich lind,
Und wollteſt alle deine Klagen
Ganz ſacht nur in das Ohr mir ſagen
Ein halb verwöhnt, halb ſcheues Kind!

Doch meine Zither tönte nach
Aus ihrer goldbezognen Pforte
Jedwedes deiner leiſen Worte,
Bis fern man davon hört' und ſprach.

und den Schlaf aus den Augen für die ganze Nacht; denn wer weiß, ob sie nicht dennoch einmal Schaden nimmt, wenn sie so draußen im Dunkel allein ist bis an das Morgenroth. — So laßt uns ihr doch nach, Vater, um Gott! rief Huldbrand ängstlich aus. Der Alte erwiederte: Wozu das? Es wär' ein sündlich Werk, ließ' ich euch in Nacht und Einsamkeit dem thörichten Mädchen so ganz alleine folgen, und meine alten Beine holen den Springinsfeld nicht ein, wenn man auch wüßte, wohin sie gerannt ist. — Nun müssen wir ihr doch nachrufen mindestens und sie bitten, daß sie wiederkehrt, sagte Huldbrand und begann auf das beweglichste zu rufen: Undine, ach Undine! komm' doch zurück! — Der Alte wiegte sein Haupt hin und her, sprechend, all das Geschrei helfe am Ende zu nichts; der Ritter wisse noch nicht, wie trotzig die Kleine sei. Dabei aber konnte er es doch nicht unterlassen, öfters mit in die finstere Nacht hinauszurufen: Undine, ach liebe Undine! ich bitte dich, komme doch nur dies eine Mal zurück!

Es ging indessen, wie es der Fischer gesagt hatte. Keine Undine ließ sich hören oder sehen, und weil der Alte durchaus nicht zugeben wollte, daß Huldbrand der Entflohenen nachspüre, mußten sie endlich beide wieder in die Hütte gehen. Hier fanden sie das Feuer des Heerdes beinahe erloschen, und die Hausfrau, die sich Undinens Flucht und Gefahr bei weitem nicht so zu Herzen nahm, als ihr Mann, war bereits zur Ruhe gegangen. Der Alte hauchte die Kohlen wieder an, legte trocknes Holz darauf und suchte bei der wieder auflodernden Flamme einen Krug mit Wein hervor, den er zwischen sich und seinen Gast stellte. — Euch ist auch angst wegen des dummen Mädchens, Herr Ritter, sagte er, und wir wollen lieber einen Theil der Nacht verplaudern und vertrinken, als uns auf den Schilfmatten vergebens nach dem Schlafe herumwälzen. Nicht wahr? —

Huldbrand war gerne damit zufrieden, der Fischer nöthigte ihn auf den ledigen Ehrenplatz der schlafen gegangenen Hausfrau, und beide tranken und sprachen mit einander, wie es zwei wackern und zutraulichen Männern geziemt. Freilich, so oft sich vor den Fenstern das Geringste regte oder auch bisweilen, wenn sich gar nichts regte, sah einer von beiden in die Höhe, sprechend: Sie kommt! — Dann wurden sie ein paar Augenblicke stille und fuhren nachher, da nichts erschien, kopfschüttelnd und seufzend in ihren Reden fort.

Weil aber nun beide an fast gar nichts Anders zu denken vermochten, als an Undinen, so wußten sie auch nichts Besseres, als, — der Ritter, zu hören, welchergestalt Undine zu dem alten Fischer gekommen sei, — der alte Fischer, eben diese Geschichte zu erzählen. Deshalben hub er folgendermaßen an:

Es sind nun wohl funfzehn Jahre vergangen, da zog ich einmal durch den wüsten Wald mit meiner Waare nach der Stadt. Meine Frau war daheim geblieben, wie gewöhnlich, und solches zu der Zeit auch noch um einer gar hübschen Ursach willen, denn Gott hatte uns in unserm damals schon ziemlich hohen Alter ein wunderschönes Kindlein beschеert. Es war ein Mägdlein, und die Rede ging bereits unter uns, ob wir nicht dem neuen Ankömmlinge zu Frommen unsre schöne Landzunge verlassen wollten, um die liebe Himmelsgabe künftig an bewohnbaren Orten besser aufzuziehen. Es ist freilich bei armen Leuten nicht so damit, wie ihr es meinen mögt, Herr Ritter; ach, lieber Gott! jedermann muß doch einmal thun, was er vermag. — Nun, mir ging unterweges die Geschichte ziemlich im Kopfe herum. Die Landzunge war mir so im Herzen lieb, und ich fuhr ordentlich zusammen, wenn ich unter dem Lärm und Gezänk in der Stadt bei mir selbsten denken mußte: In solcher Wirthschaft nimmst auch du mit nächstem deinen Wohnsitz oder doch in

einer nicht viel ſtillern! — Dabei aber hab' ich nicht gegen unſern lieben Herrgott gemurret, vielmehr ihm im Stillen für das Neugeborne gedankt; ich müßte auch lügen, wenn ich ſagen wollte, mir wäre auf dem Hin- oder Rückwege durch den Wald irgend etwas Bedenklicheres aufgeſtoßen, als ſonſt, wie ich denn nie etwas Unheimliches dorten geſehen habe. Der Herr war immer mit mir in den verwunderlichen Schatten.

Da zog er ſein Mützchen von dem kahlen Schädel und blieb eine Zeit lang in betenden Gedanken ſitzen. Dann bedeckte er ſich wieder und ſprach fort:

Diesſeits des Waldes, ach diesſeits, da zog mir das Elend entgegen. Meine Frau kam gegangen mit ſtrömenden Augen wie zwei Bäche; ſie hatte Trauerkleider angelegt. — O lieber Gott, ächzte ich, wo iſt unſer liebes Kind? Sag an! — Bei dem, den du rufeſt, lieber Mann, entgegnete ſie, und wir gingen nun ſtill weinend mit einander in die Hütte. — Ich ſuchte nach der kleinen Leiche; da erfuhr ich erſt, wie alles gekommen war. Am See-Ufer hatte meine Frau mit dem Kinde geſeſſen, und wie ſie ſo recht ſorglos und ſelig mit ihm ſpielt, bückt ſich die Kleine auf einmal vor, als ſehe ſie etwas ganz Wunderſchönes im Waſſer; meine Frau ſieht ſie noch lachen, den lieben Engel, und mit den Händchen greifen; aber im Augenblick ſchießt ſie ihr durch die raſche Bewegung aus den Armen und in den feuchten Spiegel hinunter. Ich habe viel geſucht nach der kleinen Todten; es war zu nichts; auch keine Spur von ihr war zu finden. —

Nun, wir verwaiſten Aeltern ſaßen denn noch ſelbigen Abends ſtill beiſammen in der Hütte; zu reden hatte keiner Luſt von uns, wenn man es auch gekonnt hätte vor Thränen. Wir ſahen ſo in das Feuer des Heerdes hinein. Da raſchelt was draußen an der

Thür; ſie ſpringt auf, ein wunderſchönes Mägdlein von etwa drei vier Jahren ſteht reich geputzt auf der Schwelle und lächelt uns an Wir blieben ganz ſtumm vor Erſtaunen, und ich wußte erſt nicht, war es ein ordentlicher kleiner Menſch, war es bloß ein gaukelhaftes Bildniß. Da ſah ich aber das Waſſer von den goldnen Haaren und den reichen Kleidern herabtröpfeln und merkte nun wohl, das ſchöne Kindlein habe im Waſſer gelegen, und Hülfe thue ihm noth. — Frau, ſagte ich, uns hat niemand unſer liebes Kind erretten

können; wir wollen doch wenigſtens an andern Leuten thun, was uns ſelig auf Erden machen würde, vermöchte es jemand an uns zu thun. — Wir zogen die Kleine aus, brachten ſie zu Bett und reichten ihr wärmende Getränke, wobei ſie kein Wort ſprach und uns bloß aus den beiden ſeeblauen Augenhimmeln immerfort lächelnd anſtarrte.

Des andern Morgens ließ ſich wohl abnehmen, daß ſie keinen weitern Schaden genommen hatte, und ich fragte nun nach ihren Aeltern und wie ſie hierher gekommen ſei. Das aber gab eine verworrene, wunderſamliche Geſchichte. Von weit her muß ſie wohl gebürtig ſein, denn nicht nur, daß ich dieſe funfzehn Jahre her nichts von ihrer Herkunft erforſchen konnte, ſo ſprach und ſpricht ſie auch bisweilen ſo abſonderliche Dinge, daß unſereins nicht weiß, ob ſie am Ende nicht gar vom Monde heruntergekommen ſein könne. Da iſt die Rede von goldnen Schlöſſern, von kryſtallnen Dächern und Gott weiß, wovon noch mehr. Was ſie am deutlichſten erzählte, war, ſie ſei mit ihrer Mutter auf dem großen See ſpazieren gefahren, aus der Barke ins Waſſer gefallen und habe ihre Sinne erſt hier unter den Bäumen wiedergefunden, wo ihr an dem luſtigen Ufer recht behaglich zu Muthe geworden ſei.

Nun hatten wir noch eine große Bedenklichkeit und Sorge auf dem Herzen. Daß wir an der lieben Ertrunkenen Stelle die Gefundene behalten und auferziehen wollten, war freilich ſehr bald ausgemacht; aber wer konnte nun wiſſen, ob das Kind getauft ſei oder nicht? Sie ſelber wußte darüber keine Auskunft zu geben. Daß ſie ein Kreatur ſei, zu Gottes Preis und Freude geſchaffen, wiſſe ſie wohl, antwortete ſie uns mehrentheils, und was zu Gottes Preis und Freude gereiche, ſei ſie auch bereit, mit ſich vornehmen zu laſſen. — Meine Frau und ich dachten ſo: Iſt ſie nicht getauft, ſo giebt's da nichts zu zögern; iſt ſie es aber doch, ſo kann bei guten Dingen

zu wenig eher schaden, als zu viel. Und demzufolge sannen wir auf einen guten Namen für das Kind, das wir ohnehin noch nicht ordentlich zu rufen wußten. Wir meinten endlich, Dorothea werde sich am besten für sie schicken, weil ich einmal gehört hatte, das heiße Gottesgabe, und sie uns doch von Gott als eine Gabe zugesandt war, als ein Trost in unserm Elend. Sie hingegen wollte nichts davon hören und meinte, Undine sei sie von ihren Aeltern genannt worden, Undine wolle sie auch ferner heißen. Nun kam mir das wie ein heidnischer Name vor, der in keinem Kalender stehe, und ich holte mir deshalben Rath bei einem Priester in der Stadt. Der wollte auch nichts von dem Undinen-Namen hören und kam auf mein vieles Bitten mit mir durch den verwunderlichen Wald zur Vollziehung der Taufhandlung hier herein in meine Hütte. Die Kleine stand so hübsch geschmückt und holdselig vor uns, daß dem Priester alsbald sein ganzes Herz vor ihr aufging, und sie wußte ihm so artig zu schmeicheln und mitunter so drollig zu trotzen, daß er sich endlich auf keinen der Gründe, die er gegen den Namen Undine vorräthig gehabt hatte, mehr besinnen konnte. Sie ward denn also Undine getauft und betrug sich während der heiligen Handlung außerordentlich sittig und anmuthig, so wild und unstät sie auch übrigens immer war. Denn darin hat meine Frau ganz recht; was Tüchtiges haben wir mit ihr auszustehen gehabt. Wenn ich euch erzählen sollte —

Der Ritter unterbrach den Fischer, um ihn auf ein Geräusch, wie von gewaltig rauschenden Wasserfluthen, aufmerksam zu machen, das er schon früher zwischen den Reden des Alten vernommen hatte, und das nun mit wachsendem Ungestüm vor den Hüttenfenstern dahinströmte. Beide sprangen nach der Thür. Da sahen sie draußen im jetzt aufgegangenen Mondlicht den Bach, der aus dem

Wald hervorrann, wild über ſeine Ufer hinausgeriſſen und Steine und Holzſtämme in reißenden Wirbeln mit ſich fortſchleudern. Der Sturm brach, wie von dem Getöſe erweckt, aus den mächtigen Gewölken, dieſe pfeilſchnell über den Mond hin jagend, hervor; der See heulte unter des Windes ſchlagenden Fittigen; die Bäume der Landzunge ächzten von Wurzel zu Wipfel hinauf und beugten ſich wie ſchwindelnd über die reißenden Gewäſſer. — Undine! um Gottes willen, Undine! riefen die zwei beängſtigten Männer. — Keine Antwort kam ihnen zurück, und achtlos nun jeglicher andern Erwägung, rannten ſie, ſuchend und rufend, einer hier-, der andere dorthin, aus der Hütte fort.

## Drittes Kapitel.

### Wie ſie Undinen wiederfanden.

Dem Huldbrand ward es immer ängſtlicher und verworrner zu Sinn, je länger er unter den nächtlichen Schatten ſuchte, ohne zu finden. Der Gedanke, Undine ſei nur eine bloße Walderſcheinung geweſen, bekam aufs neue Macht über ihn, ja, er hätte unter dem Geheul der Wellen und Stürme, dem Krachen der Bäume, der gänzlichen Umgeſtaltung der kaum noch ſo ſtill anmuthigen Gegend die ganze Landzunge ſammt der Hütte und ihren Bewohnern faſt für eine trügeriſch neckende Bildung gehalten; aber von fern hörte er doch immer noch des Fiſchers ängſtliches Rufen nach Undinen, der alten Hausfrau lautes Beten und Singen durch das Gebraus. Da kam er endlich dicht an des übergetretenen Baches Rand und ſah im Mondenlicht,

wie dieſer ſeinen ungezähmten Lauf grade vor den unheimlichen Wald hin genommen hatte, ſo daß er nun die Erdſpitze zur Inſel machte. — O lieber Gott, dachte er bei ſich ſelbſt, wenn es Undine gewagt hätte, ein paar Schritte in den fürchterlichen Forſt hineinzuthun, vielleicht eben in ihrem anmuthigen Eigenſinn, weil ich ihr nichts davon erzählen ſollte, — und nun wäre der Strom dazwiſchengerollt, und ſie weinte nun einſam drüben bei den Geſpenſtern! — Ein Schrei des Entſetzens entfuhr ihm, und er klomm einige Steine und umgeſtürzte Fichtenſtämme hinab, um in den reißenden Strom zu treten und watend oder ſchwimmend die Verirrte zu ſuchen. Es fiel ihm zwar alles Grauſenvolle und Wunderliche ein, was ihm ſchon bei Tage unter den jetzt rauſchenden und heulenden Zweigen begegnet war. Vorzüglich kam es ihm vor, als ſtehe ein langer weißer Mann, den er nur allzugut kannte, grinzend und nickend am jenſeitigen Ufer; aber eben dieſe ungeheuern Bilder riſſen ihn gewaltig nach ſich hin, weil er bedachte, daß Undine in Todesängſten unter ihnen ſei, und allein.

Schon hatte er einen ſtarken Fichtenaſt ergriffen und ſtand, auf dieſen geſtützt, in den wirbelnden Fluthen, gegen die er ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte; aber er ſchritt getroſten Muthes tiefer hinein. Da rief es neben ihm mit anmuthiger Stimme: trau nicht, trau nicht! Er iſt tückiſch, der Alte, der Strom! — Er kannte dieſe lieblichen Laute, er ſtand wie bethört unter den Schatten, die ſich eben dunkel über den Mond gelegt hatten, und ihn ſchwindelte vor dem Gerolle der Wogen, die er pfeilſchnell an ſeinen Schenkeln hinſchießen ſah. Dennoch wollte er nicht ablaſſen. — Biſt du nicht wirklich da, gaukelſt du nur neblicht um mich her, ſo mag auch ich nicht leben und will ein Schatten werden, wie du, du liebe, liebe Undine! Dies rief er laut und ſchritt wieder tiefer in

den Strom. — Sieh dich doch um, ei ſieh dich doch um, du ſchöner, bethörter Jüngling! ſo rief es abermals dicht bei ihm, und ſeitwärts blickend ſah er im eben ſich wieder enthüllenden Mondlicht unter den Zweigen hochverſchlungener Bäume auf einer durch die Ueberſchwemmung gebildeten kleinen Inſel Undinen lächelnd und lieblich in die blühenden Gräſer hingeſchmiegt.

O wie viel freudiger brauchte nun der junge Mann ſeinen Fichtenaſt zum Stabe, als vorhin! Mit wenigen Schritten war er durch die Fluth, die zwiſchen ihm und dem Mägdlein hinſtürmte, und neben ihr ſtand er auf der kleinen Raſenſtelle, heimlich und ſicher von den uralten Bäumen überrauſcht und beſchirmt. Undine hatte ſich etwas emporgerichtet und ſchlang nun in dem grünen

Laubgezelte ihre Arme um seinen Nacken, so daß sie ihn auf ihren weichen Sitz neben sich niederzog. — Hier sollst du mir erzählen, hübscher Freund, sagte sie leise flüsternd, hier hören uns die grämlichen Alten nicht. Und so viel als ihre ärmliche Hütte ist doch hier unser Blätterdach wohl noch immer werth. — Es ist der Himmel! sagte Huldbrand und umschlang, inbrünstig küssend, die schmeichelnde Schöne.

Da war unterdessen der alte Fischer an das Ufer des Stromes gekommen und rief zu den beiden jungen Leuten herüber: Ei, Herr Ritter, ich habe euch aufgenommen, wie es ein biederherziger Mann dem andern zu thun pflegt, und nun kos't ihr mit meinem Pflegekinde so heimlich und laßt mich noch obendrein in der Angst nach ihr durch die Nacht umherlaufen? — Ich habe sie selbst erst eben jetzt gefunden, alter Vater, rief ihm der Ritter zurück. Desto besser, sagte der Fischer; aber nun bringt sie mir auch ohne Zögern an das feste Land herüber! Davon aber wollte Undine wieder gar nichts hören. Sie meinte, eher wolle sie mit dem schönen Fremden in den wilden Forst vollends hinein, als wieder in die Hütte zurück, wo man ihr nicht ihren Willen thue, und aus welcher der hübsche Ritter doch über kurz oder lang scheiden werde. Mit unsäglicher Anmuth sang sie, Huldbranden umschlingend:

Aus dunst'gem Thal die Welle,
Sie rann und sucht' ihr Glück!
Sie kam ins Meer zur Stelle
Und rinnt nicht mehr zurück.

Der alte Fischer weinte bitterlich in ihr Lied, aber es schien sie nicht sonderlich zu rühren. Sie küßte und streichelte ihren Liebling, der endlich zu ihr sagte: Undine wenn dir des alten Mannes Jam-

mer das Herz nicht trifft, so trifft er's mir. Wir wollen zurück zu ihm. — Verwundert schlug sie die großen blauen Augen gegen ihn auf und sprach endlich langsam und zögernd: Wenn du es so meinst — gut; mir ist alles recht, was du meinst. Aber versprechen muß mir erst der alte Mann da drüben, daß er dich ohne Widerrede will erzählen lassen, was du im Walde gesehen hast, und — nun das andre findet sich wohl. Komm nur, komm! rief der Fischer ihr zu, ohne mehr Worte herausbringen zu können. Zugleich streckte er seine Arme weit über die Fluth ihr entgegen und nickte mit dem Kopfe, um ihr die Erfüllung ihrer Forderung zuzusagen, wobei ihm die weißen Haare seltsam über das Gesicht herüberfielen, und Huldbrand an den nickenden weißen Mann im Forste denken mußte. Ohne sich aber durch irgend etwas irremachen zu lassen, faßte der junge Rittersmann das schöne Mädchen in seine Arme und trug sie über den kleinen Raum, welchen der Strom zwischen ihrem Inselchen und dem festen Ufer durchbrauste. Der Alte fiel um Undinens Hals und konnte sich gar nicht satt freuen und küssen; auch die alte Frau kam herbei und schmeichelte der Wiedergefundenen auf das herzlichste. Von Vorwürfen war gar nicht die Rede mehr, um so minder, da auch Undine, ihres Trotzes vergessend, die beiden Pflegeältern mit anmuthigen Worten und Liebkosungen fast überschüttete.

Als man endlich nach der Freude des Wiederhabens sich recht besann, blickte schon das Morgenroth leuchtend über den Landsee herein; der Sturm war stille geworden; die Vöglein sangen lustig auf den genäßten Zweigen. Weil nun Undine auf der Erzählung der verheißnen Geschichte des Ritters bestand, fügten sich die beiden Alten lächelnd und willig in ihr Begehr. Man brachte ein Frühstück unter die Bäume, welche hinter der Hütte gegen den See zu standen, und setzte sich, von Herzen vergnügt, dabei nieder, Undine,

weil ſie es durchaus nicht anders haben wollte, zu den Füßen des Ritters ins Gras. Hierauf begann Huldbrand folgendermaßen zu ſprechen.

## Viertes Kapitel.

Von dem, was dem Ritter im Walde begegnet war.

Es mögen nun etwa acht Tage her ſein, da ritt ich in die freie Reichsſtadt ein, welche dort jenſeit des Forſtes gelegen iſt. Bald darauf gab es darin ein ſchönes Turnieren und Ringelrennen, und ich ſchonte meinen Gaul und meine Lanze nicht. Als ich nun einmal an den Schranken ſtillhalte, um von der luſtigen Arbeit zu raſten, und den Helm an einen meiner Knappen zurückreiche, fällt mir ein wunderſchönes Frauenbild in die Augen, das im allerherrlichſten Schmuck auf einem der Altane ſtand und zuſah. Ich fragte meinen Nachbar und erfuhr, die reizende Jungfrau heiße Bertalda und ſei die Pflegetochter eines der mächtigen Herzoge, die in dieſer Gegend wohnen. Ich merkte, daß ſie auch mich anſah, und wie es nun bei uns

jungen Rittern zu kommen pflegt: hatte ich erst brav geritten, so ging es nun noch ganz anders los. Den Abend beim Tanze war ich Bertalda's Gefährte, und das blieb so alle die Tage des Festes hindurch.

Ein empfindlicher Schmerz an seiner linken herunterhängenden Hand unterbrach hier Huldbrands Rede und zog seine Blicke nach der schmerzenden Stelle. Undine hatte ihre Perlenzähne scharf in seine Finger gesetzt und sah dabei recht finster und unwillig aus. Plötzlich aber schaute sie ihm freundlich-wehmüthig in die Augen und flüsterte ganz leise: Ihr macht es auch darnach. — Dann verhüllte sie ihr Gesicht, und der Ritter fuhr seltsam verwirrt und nachdenklich in seiner Geschichte fort.

Es ist eine hochmüthige, wunderliche Maid, diese Bertalda. Sie gefiel mir auch am zweiten Tage schon lange nicht mehr, wie am ersten, und am dritten noch minder. Aber ich blieb um sie, weil sie freundlicher gegen mich war, als gegen andre Ritter, und so kam es auch, daß ich sie im Scherz um einen ihrer Handschuhe bat. — Wenn ihr mir Nachricht bringt, und ihr ganz allein, sagte sie, wie es im berüchtigten Forste aussieht. — Mir lag eben nicht so viel an ihrem Handschuhe, aber gesprochen war gesprochen, und ein ehrliebender Rittersmann läßt sich zu solchem Probestück nicht zweimal mahnen.

Ich denke, sie hatte euch lieb? — unterbrach ihn Undine.

Es sah so aus, entgegnete Huldbrand.

Nun, rief das Mädchen lachend, die muß recht dumm sein. Von sich zu jagen, was einem lieb ist, und vollends in einen verrufnen Wald hinein. Da hätte der Wald und sein Geheimniß lange für mich warten können!

Ich machte mich denn gestern morgen auf den Weg, fuhr der

Ritter, Undinen freundlich anlächelnd, fort. Die Baumstämme blitzten so roth und schlank im Morgenlichte, das sich hell auf den grünen Rasen hinstreckte, die Blätter flüsterten so lustig mit einander, daß ich in meinem Herzen über die Leute lachen mußte, die an diesem vergnüglichen Orte irgend etwas Unheimliches erwarten konnten. Der Wald soll bald durchtrabt sein, hin und zurück, sagte ich in behaglicher Fröhlichkeit zu mir selbst und, eh' ich noch daran dachte, war ich tief in die grünenden Schatten hinein und nahm nichts mehr von der hinter mir liegenden Ebene wahr. Da fiel es mir erst aufs Herz, daß ich mich auch in dem gewaltigen Forste gar leichtlich verirren könne, und daß dieses vielleicht die einzige Gefahr sei, welche den Wandersmann allhier bedrohe. Ich hielt daher stille und sah mich nach dem Stande der Sonne um, die unterdessen etwas höher gerückt war. Indem ich nun so emporblicke, sehe ich ein schwarzes Ding in den Zweigen einer hohen Eiche. Ich denke schon, es ist ein Bär, und fasse nach meiner Klinge; da sagt es mit einer Menschenstimme, aber recht rauh und häßlich herunter: Wenn ich hier oben nicht die Zweige abknusperte, woran solltest du denn heut um Mitternacht gebraten werden, Herr Naseweis? — Und dabei grinzt es und raschelt mit den Aesten, daß mein Gaul toll wird und mit mir durchgeht, eh' ich noch Zeit gewinnen konnte, zu sehen, was es denn eigentlich für eine Teufelsbestie war.

Den müßt ihr nicht nennen, sagte der alte Fischer und kreuzte sich; die Hausfrau that schweigend desgleichen; Undine sah ihren Liebling mit hellen Augen an, sprechend: Das Beste bei der Geschichte ist, daß sie ihn doch nicht wirklich gebraten haben. Weiter, du hübscher Jüngling!

Der Ritter fuhr in seiner Erzählung fort: Ich wäre mit meinem scheuen Pferde fast gegen Baumstämme und Aeste angerannt;

es triefte von Angſt und Erhitzung und wollte ſich doch noch immer nicht halten laſſen. Zuletzt ging es gerade auf einen ſteinigen Abgrund los; da kam mir's plötzlich vor, als werfe ſich ein langer, weißer Mann dem tollen Hengſte quervor in ſeinen Weg; der entſetzte ſich davor und ſtand; ich kriegte ihn wieder in meine Gewalt und ſah nun erſt, daß mein Retter kein weißer Mann war, ſondern ein ſilberheller Bach, der ſich neben mir von einem Hügel herunterſtürzte, meines Roſſes Lauf ungeſtüm kreuzend und hemmend.

Danke, lieber Bach! rief Undine, in die Händchen klopfend. Der alte Mann aber ſah kopfſchüttelnd in tiefem Sinnen vor ſich nieder.

Ich hatte mich noch kaum im Sattel wieder zurechtgeſetzt und die Zügel wieder ordentlich recht gefaßt, fuhr Huldbrand fort, ſo ſtand auch ſchon ein wunderliches Männchen zu meiner Seiten, winzig und häßlich über alle Maßen, ganz braungelb und mit einer Naſe, die nicht viel kleiner war, als der ganze übrige Burſche ſelbſt. Dabei grinzte er mit einer recht dummen Höflichkeit aus dem breitgeſchlitzten Maule hervor und machte viele tauſend Scharrfüße und Bücklinge gegen mich. Weil mir nun das Poſſenſpiel ſehr mißhagte, dankte ich ihm ganz kurz, warf meinen noch immer zitternden Gaul herum und gedachte, mir ein andres Abenteuer oder, dafern ich keins fände, den Heimweg zu ſuchen; denn die Sonne war während meiner tollen Jagd ſchon über die Mittagshöhe gen Weſten gegangen. Da ſprang aber der kleine Kerl mit einer blitzſchnellen Wendung herum und ſtand abermals vor meinem Hengſte. — Platz da! ſagt' ich verdrießlich; das Thier iſt wild und rennet dich leichtlich um. — Ei, ſchnarrte das Kerlchen und lachte noch viel entſetzlich dummer, ſchenkt mir doch erſt ein Trinkgeld; denn ich hab' ja euer Röſſelein aufgefangen; lägt ihr doch ohne mich ſammt eurem Röſſelein in der Stein-

kluft da unten; hu! — Schneide nur keine Geſichter weiter, ſagte ich, und nimm dein Geld hin, wenn du auch lügſt; denn ſiehe, der gute Bach dorten hat mich gerettet, nicht aber du, höchſt ärmlicher Wicht! — Und zugleich ließ ich ein Goldſtück in ſeine wunderliche Mütze fallen, die er bettelnd vor mir abgezogen hatte. Dann trabte ich weiter; er aber ſchrie hinter mir drein und war plötzlich mit unbegreiflicher Schnelligkeit neben mir. Ich ſprengte mein Roß im Galopp an; er galoppirte mit, ſo ſauer es ihm zu werden ſchien, und ſo wunderliche, halb lächerliche, halb gräßliche Verrenkungen er

dabei mit seinem Leibe vornahm, wobei er immerfort das Goldstück in die Höhe hielt und bei jedem Galoppsprunge schrie: Falsch Geld, falsche Münz'! Falsche Münz', falsch Geld! Und das krächzte er aus so hohler Brust heraus, daß man meinte, er müsse nach jeglichem Schreie todt zu Boden stürzen. Auch hing ihm die häßlich rothe Zunge weit aus dem Schlunde. Ich hielt verstört; ich fragte: Was willst du mit deinem Geschrei? nimm noch ein Goldstück, nimm noch zwei, aber dann laß ab von mir! — Da fing er wieder mit seinem häßlich-höflichen Grüßen an und schnarrte: Gold eben nicht, Gold soll es eben nicht sein, mein Jungherrlein! des Spaßes hab' ich selbsten allzuviel, will's euch mal zeigen.

Da ward es mir auf einmal, als könn' ich durch den grünen, festen Boden durchsehen, als sei er grünes Glas, und die ebene Erde kugelrund, und drinnen hielten eine Menge Kobolde ihr Spiel mit Silber und Gold. Kopfauf, kopfunten kugelten sie sich herum, schmissen einander zum Spaß mit den edlen Metallen und pusteten sich den Goldstaub neckend ins Gesicht. Mein häßlicher Gefährte stand halb drinnen, halb draußen; er ließ sich sehr, sehr viel Gold von den andern heraufreichen und zeigte es mir lachend und schmiß es dann immer wieder klingend in die unermeßlichen Klüfte hinab. Dann zeigte er wieder mein Goldstück, das ich ihm geschenkt hatte, den Kobolden drunten, und die wollten sich darüber halb todt lachen und zischten mich aus. Endlich reckten sie alle die spitzigen, metallschmutzigen Finger gegen mich aus, und wilder und wilder, und dichter und dichter, und toller und toller, klomm das Gewimmel gegen mich herauf: — da erfaßte mich ein Entsetzen, wie vorhin meinen Gaul; ich gab ihm beide Sporen, und weiß nicht, wie weit ich zum zweiten Male toll in den Wald hineingejagt bin.

Als ich nun endlich wieder stillhielt, war es abendkühl um

mich her. Durch die Zweige sah ich einen weißen Fußpfad leuchten, von dem ich meinte, er müsse aus dem Forste nach der Stadt zurückführen. Ich wollte mich dahin durcharbeiten; aber ein ganz weißes, undeutliches Antlitz mit immer wechselnden Zügen sah mir zwischen den Blättern entgegen; ich wollte ihm ausweichen, aber wo ich hinkam, war es auch. Ergrimmt gedacht' ich endlich mein Roß darauf loszutreiben, da sprudelte es mir und dem Pferde weißen Schaum entgegen, daß wir beide geblendet umwenden mußten. So trieb es uns von Schritt zu Schritt immer von dem Fußsteig abwärts und ließ uns überhaupt nur nach einer einzigen Richtung hin den Weg noch frei. Zogen wir aber auf dieser fort, so war es wohl dicht hinter uns, that uns jedoch nicht das Geringste zu Leide. Wenn ich mich dann bisweilen nach ihm umsah, merkte ich wohl, daß das weiße, sprudelnde Antlitz auf einem eben so weißen, höchst riesenmäßigen Körper saß. Manchmal dacht' ich auch, als sei es ein wandelnder Springbronn, aber ich konnte niemals recht darüber zur Gewißheit kommen. Ermüdet gaben Roß und Reiter dem treibenden weißen Manne nach, der uns immer mit dem Kopfe zunickte, als wolle er sagen: Schon recht! schon recht! — Und so sind wir endlich an das Ende des Waldes hier herausgekommen, wo ich Rasen und Seefluth und eure kleine Hütte sah, und wo der lange weiße Mann verschwand.

Gut, daß er fort ist, sagte der alte Fischer, und nun begann er davon zu sprechen, wie sein Gast auf die beste Weise wieder zu seinen Leuten nach der Stadt zurückgelangen könne. Darüber fing Undine an, ganz leise in sich selbst hinein zu kichern. Huldbrand merkte es und sagte: Ich dachte, du sähest mich gern; was freust du dich denn nun, da von meiner Abreise die Rede ist?

Weil du nicht fortkannst, entgegnete Undine. Prob' es doch

mal, durch den übergetretenen Waldſtrom zu ſetzen, mit Kahn, mit Roß oder allein, wie du Luſt haſt. Oder prob' es lieber nicht, denn du würdeſt zerſchellt werden von den blitzſchnell getriebenen Stämmen und Steinen. Und was den See angeht, das weiß ich wohl: Der Vater darf mit ſeinem Kahne nicht weit genug darauf hinaus.

Huldbrand erhob ſich lächelnd, um zu ſehen, ob es ſo ſei, wie ihm Undine geſagt hatte; der Alte begleitete ihn, und das Mädchen gaukelte ſcherzend neben den Männern her. Sie fanden es in der That, wie Undine geſagt hatte, und der Ritter mußte ſich drein ergeben, auf der zur Inſel gewordenen Landſpitze zu bleiben, bis die Fluthen ſich verliefen. Als die dreie nach ihrer Wanderung wieder der Hütte zugingen, ſagte der Ritter der Kleinen ins Ohr: Nun, wie iſt es, Undinchen? Biſt du böſe, daß ich bleibe? — Ach, entgegnete ſie mürriſch, laßt nur. Wenn ich euch nicht gebiſſen hätte, wer weiß, was noch alles von der Bertalda in eurer Geſchichte vorgekommen wär'!

## Fünftes Kapitel.

Wie der Ritter auf der Seeſpitze lebte.

---

Du biſt vielleicht, mein lieber Leſer, ſchon irgendwo nach mannigfachem Auf- und Abtreiben in der Welt an einen Ort gekommen, wo dir es wohl war; die jedwedem eingeborene Liebe zu eignem Heerd und ſtillem Frieden ging wieder auf in dir; du meinteſt, die Heimath blühe mit allen Blumen der Kindheit und der allerreinſten, innigſten Liebe wieder aus theuren Grabſtätten hervor, und hier müſſe gut wohnen und gut Hütten bauen ſein. Ob du dich darin geirrt nnd den Irrthum nachher ſchmerzlich abgebüßt haſt, das ſoll hier nichts zur Sache thun, und du wirſt dich auch ſelbſt wohl mit dem herben Nachſchmack nicht freiwillig betrüben wollen. Aber rufe jene unausſprechlich ſüße Ahnung, jenen engliſchen Gruß des Friedens

wieder in dir herauf, und du wirſt ungefähr wiſſen können, wie dem Ritter Huldbrand während ſeines Lebens auf der Seeſpitze zu Sinne war.

Er ſah oftmals mit innigem Wohlbehagen, wie der Waldſtrom mit jedem Tage wilder einherrollte, wie er ſich ſein Bette breiter und breiter riß und die Abgeſchiedenheit auf der Inſel ſo für immer längere Zeit ausdehnte. Einen Theil des Tages über ſtrich er mit einer alten Armbruſt, die er in einem Winkel der Hütte gefunden und ſich ausgebeſſert hatte, umher, nach den vorüberfliegenden Vögeln lauernd und was er von ihnen treffen konnte, als guten Braten

in die Küche liefernd. Brachte er nun ſeine Beute zurück, ſo unterließ Undine faſt niemals, ihn auszuſchelten, daß er den lieben

luſtigen Thierchen oben im blauen Luftmeer ſo feindlich ihr fröhliches Leben ſtehle; ja ſie weinte oftmals bitterlich bei dem Anblicke des todten Geflügels. Kam er aber ein andermal wieder heim und hatte nichts geſchoſſen, ſo ſchalt ſie ihn nicht minder ernſtlich darüber aus, daß man nun um ſeines Ungeſchicks und ſeiner Nachläſſigkeit willen mit Fiſchen und Krebſen vorliebnehmen müſſe. Er freute ſich allemal herzinniglich auf ihr anmuthiges Zürnen, um ſo mehr, da ſie gewöhnlich nachher ihre üble Laune durch die holdeſten Liebkoſungen wieder gut zu machen ſuchte. Die Alten hatten ſich in die Vertraulichkeit der beiden jungen Leute gefunden; ſie kamen ihnen vor, wie Verlobte oder gar wie ein Ehepaar, das ihnen zum Beiſtand im Alter mit auf der abgeriſſenen Inſel wohne. Eben dieſe Abgeſchiedenheit brachte auch den jungen Huldbrand ganz feſt auf den Gedanken, er ſei bereits Undinens Bräutigam. Ihm war zu Muthe, als gebe es keine Welt mehr jenſeits dieſer umgebenden Fluthen, oder als könne man doch nie wieder da hinüber zur Vereinigung mit andern Menſchen gelangen; und wenn ihn auch bisweilen ſein weidendes Roß anwieherte, wie nach Ritterthaten fragend und mahnend, oder ſein Wappenſchild ihm von der Stickerei des Sattels und der Pferdedecke ernſt entgegenleuchtete, oder ſein ſchönes Schwert unverſehens vom Nagel, an welchem es in der Hütte hing, herabfiel, im Sturze aus der Scheide gleitend, — ſo beruhigte er ſein zweifelndes Gemüth damit, Undine ſei gar keine Fiſcherstochter, ſei vielmehr aller Wahrſcheinlichkeit nach aus einem wunderſamen, hochfürſtlichen Hauſe der Fremde gebürtig. Nur das war ihm in der Seele zuwider, wenn die alte Frau Undinen in ſeiner Gegenwart ſchalt. Das launiſche Mädchen lachte zwar meiſt ohne alles Hehl ganz ausgelaſſen darüber; aber ihm war es, als taſte man ſeine Ehre an, und doch wußte er der alten Fiſcherin nicht Unrecht zu

geben, denn Undine verdiente immer zum wenigsten zehnfach so viel Schelte, als sie bekam; daher er denn auch der Hauswirthin im Herzen gewogen blieb, und das ganze Leben seinen stillen, vergnüglichen Gang fürder ging.

Es kam aber doch endlich eine Störung hinein; der Fischer und der Ritter waren nämlich gewohnt gewesen, beim Mittagsmahle und auch des Abends, wenn der Wind draußen heulte, wie er es fast immer gegen die Nacht zu thun pflegte, sich mit einander bei einem Kruge Wein zu ergötzen. Nun war aber der ganze Vorrath zu Ende gegangen, den der Fischer früher von der Stadt nach und nach mitgebracht hatte, und die beiden Männer wurden darüber ganz verdrießlich. Undine lachte sie den Tag über wacker aus, ohne daß beide so lustig wie gewöhnlich in ihre Scherze einstimmten. Gegen Abend war sie aus der Hütte gegangen: sie sagte, um den zwei langen und langweiligen Gesichtern zu entgehen. Weil es nun in der Dämmerung wieder nach Sturm aussah, und das Wasser bereits heulte und rauschte, sprangen der Ritter und der Fischer erschreckt vor die Thür, um das Mädchen heimzuholen, der Angst jener Nacht gedenkend, wo Huldbrand zum ersten Mal in der Hütte gewesen war. Undine aber trat ihnen entgegen, freundlich in ihre Händchen klopfend. Was gebt ihr mir, wenn ich euch Wein verschaffe? Oder vielmehr, ihr braucht mir nichts zu geben, fuhr sie fort; denn ich bin schon zufrieden, wenn ihr lustiger ausseht und bessere Einfälle habt, als diesen letzten, langweiligen Tag hindurch. Kommt nur mit; der Waldstrom hat ein Faß an das Ufer getrieben, und ich will verdammt sein, eine ganze Woche lang zu schlafen, wenn es nicht ein Weinfaß ist. — Die Männer folgten ihr nach und fanden an einer umbüschten Bucht des Ufers ein Faß, welches ihnen Hoffnung gab, als enthalte es den edlen Trank, wonach sie

verlangten. Sie wälzten es vor allem aufs ſchleunigſte in die Hütte, denn ein ſchweres Wetter zog wieder am Abendhimmel herauf, und man konnte in der Dämmerung bemerken, wie die Wogen des See's ihre weißen Häupter ſchäumend emporrichteten, als ſähen ſie ſich nach dem Regen um, der nun bald auf ſie herunterrauſchen ſollte. Undine half den beiden nach Kräften und ſagte, als das Regenwetter plötzlich allzuſchnell heraufheulte, luſtig drohend in die ſchweren Wolken hinein: Du, du, hüte dich, daß du uns nicht naß machſt; wir ſind noch lange nicht unter Dach! — Der Alte verwies ihr ſolches als eine ſündhafte Vermeſſenheit; aber ſie kicherte leiſe vor ſich hin, und es widerfuhr auch niemandem etwas Uebles darum. Vielmehr gelangten alle drei wider Vermuthung mit ihrer Beute trocken an den behaglichen Heerd, und erſt, als man das Faß geöffnet und erprobt hatte, daß es einen wunderſam trefflichen Wein enthalte, riß ſich der Regen aus dem dunklen Gewölke los, und rauſchte der Sturm durch die Wipfel der Bäume und über des See's empörte Wogen hin.

Einige Flaſchen waren bald aus dem großen Faſſe gefüllt, das für viele Tage Vorrath verhieß; man ſaß trinkend und ſcherzend und heimiſch geſichert vor dem tobenden Unwetter an der Gluth des Heerdes beiſammen. Da ſagte der alte Fiſcher und ward plötzlich ſehr ernſt: Ach großer Gott! wir freuen uns hier der edlen Gabe, und der, welchem ſie zuerſt

angehörte und vom Strome genommen ward, hat wohl gar das liebe Leben drum lassen müssen. — Er wird ja nicht gerade! meinte Undine und schenkte dem Ritter lächelnd ein. — Der aber sagte: Bei meiner höchsten Ehre, alter Vater, wüßt' ich ihn zu finden und zu retten, mich sollte kein Gang in die Nacht hinaus dauern und keine Gefahr. Soviel aber kann ich euch versichern, komm' ich je wieder zu bewohntern Landen, so will ich ihn oder seine Erben schon ausfindig machen und diesen Wein doppelt und dreifach ersetzen. — Das freute den alten Mann; er nickte dem Ritter billigend zu und trank nun seinen Becher mit besserem Gewissen und Behagen leer. Undine aber sagte zu Huldbranden: Mit der Entschädigung und mit deinem Golde halt' es, wie du willst! Das aber mit dem Nachlaufen und Suchen war dumm geredet. Ich weinte mir die Augen aus, wenn du darüber verloren gingst, und nicht wahr, du möchtest auch lieber bei mir bleiben und bei dem guten Wein? — Das freilich, entgegnete Huldbrand lächelnd. — Nun, sagte Undine, also hast du dumm gesprochen. Denn jeder ist sich doch selbst der Nächste, und was gehen einen die andern Leute an? — Die Hauswirthin wandte sich seufzend und kopfschüttelnd von ihr ab; der Fischer vergaß seiner sonstigen Vorliebe für das zierliche Mägdlein und schalt. Als ob dich Heiden und Türken erzogen hätten, klingt ja das! schloß er seine Rede, Gott verzeih' es mir und dir, du ungerathenes Kind! — Ja, aber mir ist doch nun einmal so zu Muthe, entgegnete Undine, habe mich erzogen, wer da will, und was können da all eure Worte helfen? — Schweig! fuhr der Fischer sie an, und sie, die ungeachtet ihrer Keckheit doch äußerst schreckhaft war, fuhr zusammen, schmiegte sich zitternd an Huldbrand und fragte ihn ganz leise: Bist du auch böse, schöner Freund? — Der Ritter drückte ihr die zarte Hand und streichelte ihre Locken. Sagen konnte er nichts, weil ihm

der Aerger über des Alten Härte gegen Undinen die Lippen ſchloß, und ſo ſaßen beide Paare mit einem Male unwillig und im verlegnen Schweigen einander gegenüber.

## Sechstes Kapitel.

### Von einer Trauung.

Ein leiſes Klopfen an die Thür klang durch dieſe Stille und erſchreckte alle, die in der Hütte ſaßen; wie es denn wohl bisweilen zu kommen pflegt, daß auch eine Kleinigkeit, die ganz unvermuthet geſchieht, einem den Sinn recht furchtbarlich aufregen kann. Aber hier kam noch dazu, daß der verrufene Forſt ſehr nahe lag, und daß die Seeſpitze für menſchliche Beſuche jetzt unzugänglich ſchien. Man ſah einander zweifelnd an; das Pochen wiederholte ſich, von einem tiefen Aechzen begleitet; der Ritter ging nach ſeinem Schwerte. Da ſagte aber der alte Mann leiſe: Wenn es das iſt, was ich fürchte, hilft uns keine Waffe. — Undine näherte ſich indeſſen der Thür und rief ganz unwillig und keck: Wenn ihr Unfug treiben wollt, ihr Erdgeiſter, ſo ſoll euch Kühleborn was Beſſers lehren. — Das

Entsetzen der andern ward durch diese wunderlichen Worte vermehrt; sie sahen das Mädchen scheu an, und Huldbrand wollte sich eben zu einer Frage an sie ermannen, da sagte es von draußen: Ich bin kein Erdgeist, wohl aber ein Geist, der noch im irdischen Körper hauset. Wollt ihr mir helfen und fürchtet ihr Gott, ihr drinnen in der Hütte, so thut mir auf! Undine hatte bei diesen Worten die Thür bereits geöffnet und leuchtete mit einer Ampel in die stürmische Nacht hinaus, so daß man draußen einen alten Priester wahrnahm, der von dem unversehenen Anblicke des wunderschönen Mägdleins erschreckt zurücketrat. Er mochte wohl denken, es müsse Spuk und Zauberei mit im Spiele sein, wo ein so herrliches Bild aus einer so niedern Hüttenpforte erscheine; deshalben fing er an zu beten: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! — Ich bin kein Gespenst, sagte Undine lächelnd; seh' ich denn so häßlich aus? Zudem könnt ihr ja wohl merken, daß mich kein frommer Spruch erschreckt. Ich weiß doch auch von Gott und versteh' ihn auch zu loben; jedweder auf seine Weise freilich, und dazu hat er uns erschaffen. Tretet herein, ehrwürdiger Vater; ihr kommt zu guten Leuten.

Der Geistliche kam neigend und umblickend herein und sahe gar lieb und ehrwürdig aus. Aber das Wasser troff aus allen Falten seines dunkeln Kleides und aus dem langen, weißen Bart und den weißen Locken des Haupthaares. Der Fischer und der Ritter führten ihn in eine Kammer und gaben ihm andre Kleider, während sie den Weibern die Gewande des Priesters zum Trocknen in das Zimmer reichten. Der fremde Greis dankte aufs demüthigste und freundlichste; aber des Ritters glänzenden Mantel, den ihm dieser entgegenhielt, wollte er auf keine Weise umnehmen; er wählte statt dessen ein altes graues Oberkleid des Fischers. So kamen sie denn in das Gemach zurück, die Hausfrau räumte dem Priester

alsbald ihren großen Sessel und ruhte nicht eher, bis er sich darauf niedergelassen hatte: — Denn, sagte sie, ihr seid alt und erschöpft und geistlich obendrein. — Undine schob den Füßen des Fremden ihr kleines Bänkchen unter, worauf sie sonst neben Huldbranden zu sitzen pflegte, und bewies sich überhaupt in der Pflege des guten Alten höchst sittig und anmuthig. Huldbrand flüsterte ihr darüber eine Neckerei ins Ohr, sie aber entgegnete sehr ernst: Er dient ja dem, der uns alle geschaffen hat; damit ist nicht zu spaßen. — Der Ritter und der Fischer labten darauf den Priester mit Speise und Wein, und dieser fing, nachdem er sich etwas erholt hatte, zu erzählen an, wie er gestern aus seinem Kloster, das fern über den großen Landsee hinaus liege, nach dem Sitze des Bischofs habe reisen sollen, um demselben die Noth kund zu thun, in welche durch die jetzigen wunderbaren Ueberschwemmungen das Kloster und dessen Zinsdörfer gerathen seien. Da habe er nach langen Umwegen um eben dieser Ueberschwemmung willen sich heute gegen Abend dennoch genöthigt gesehn, einen übergetretenen Arm des See's mit Hülfe zweier guter Fährleute zu überschiffen. — Kaum aber, fuhr er fort, hatte unser kleines Fahrzeug die Wellen berührt, so brach auch schon der ungeheure Sturm los, der noch jetzt über unsern Häuptern fortwüthet. Es war, als hätten die Fluthen nur auf uns gewartet, um die allertollsten strudelndsten Tänze mit uns zu beginnen. Die Ruder waren bald aus meiner Führer Händen gerissen und trieben zerschmettert auf den Wogen weiter und weiter vor uns hinaus. Wir selbst flogen hülflos und der tauben Naturkraft hingegeben, auf die Höhe des See's zu euern fernen Ufern herüber, die wir schon zwischen den Nebeln und Wasserschäumen emporstreben sahen. Da drehte sich endlich der Nachen immer wilder und schwindliger; ich weiß nicht, stürzte er um, stürzte ich heraus. Im dunkeln Aeng-

ſtigen des nahen, ſchrecklichen Todes trieb ich weiter, bis mich eine Welle hier unter die Bäume an eure Inſel warf.

Ja, Inſel! ſagte der Fiſcher. Vor kurzem war's noch eine Landſpitze, nun aber, ſeit Waldſtrom und See ſchier toll geworden ſind, ſieht es ganz anders mit uns aus.

Ich merkte ſo etwas, ſagte der Prieſter, indem ich im Dunkeln das Waſſer entlang ſchlich und, ringsum nur wildes Gebrauſe an-

treffend, endlich ſchaute, wie ſich ein betretner Fußpfad grade in das Getos hinein verlor. Nun ſahe ich das Licht in eurer Hütte und wagte mich hierher, wo ich denn meinem himmliſchen Vater nicht genug danken kann, daß er mich nach meiner Rettung aus dem Gewäſſer auch noch zu ſo frommen Leuten geführt hat, als zu euch, und das um ſo mehr, da ich nicht wiſſen kann, ob ich außer euch vieren noch in dieſem Leben andre Menſchen wieder zu ſehen bekomme.

Wie meint ihr das? fragte der Fiſcher.

Wißt ihr denn, wie lange dieſes Treiben der Elemente währen ſoll? entgegnete der Geiſtliche. Und ich bin alt an Jahren. Gar leichtlich mag mein Lebensſtrom eher verſiegend unter die Erde gehn, als die Ueberſchwemmung des Waldſtroms da draußen. Und überhaupt, es wäre ja nicht unmöglich, daß mehr und mehr des ſchäumenden Waſſers ſich zwiſchen euch und den jenſeitigen Forſt drängte, bis ihr ſo weit von der übrigen Erde abgeriſſen würdet, daß euer Fiſcherkähnlein nicht mehr hinüberreichte, und die Bewohner des feſten Landes in ihren Zerſtreuungen euer Alter gänzlich vergäßen.

Die alte Hausfrau fuhr hierüber zuſammen, kreuzte ſich und ſagte: Das verhüte Gott! — Aber der Fiſcher ſah ſie lächelnd an und ſprach: Wie doch nun auch der Menſch iſt! Es wäre ja dann nicht anders, wenigſtens nicht für dich, liebe Frau, als es nun iſt. Biſt du denn ſeit vielen Jahren weiter gekommen, als an die Grenze des Forſtes? und haſt du andre Menſchen geſehen, als Undinen und mich? — Seit kurzem ſind nun noch der Ritter und der Prieſter zu uns gekommen. Die blieben bei uns, wenn wir zur vergeſſenen Inſel würden; alſo hätteſt du ja den beſten Gewinn davon.

Ich weiß nicht, ſagte die alte Frau, es wird einem doch unheimlich zu Muthe, wenn man ſich's nun ſo vorſtellt, daß man un-

wiederbringlich von den andern Leuten geſchieden wär', ob man ſie übrigens auch weder kennt, noch ſieht.

Du bliebeſt dann bei uns, du bliebeſt dann bei uns! flüſterte Undine ganz leiſe, halb ſingend und ſchmiegte ſich inniger an Huldbrands Seite. Dieſer war aber in tiefe und ſeltſame Gebilde ſeines Innern verloren. Die Gegend jenſeits des Waldwaſſers zog ſich ſeit des Prieſters letzten Worten immer ferner und dunkler von ihm ab; die blühende Inſel, auf welcher er lebte, grünte und lachte immer friſcher in ſein Gemüth herein. Die Braut glühte als die ſchönſte Roſe dieſes kleinen Erdſtriches und auch der ganzen Welt hervor, der Prieſter war zur Stelle. Dazu kam noch eben, daß ein zürnender Blick der Hausfrau das ſchöne Mädchen traf, weil ſie ſich in Gegenwart des geiſtlichen Herrn ſo dicht an ihren Liebling lehnte, und es ſchien, als wollte ein Strom von unerfreulichen Worten folgen. Da brach es aus des Ritters Munde, daß er, gegen den Prieſter gewandt, ſagte: Ihr ſeht hier ein Brautpaar vor euch, ehrwürdiger Herr, und wenn dies Mädchen und die guten alten Fiſchersleute nichts dawider haben, ſollt ihr uns heute Abend noch zuſammengeben.

Die beiden alten Eheleute waren ſehr verwundert. Sie hatten zwar bisher oft ſo etwas gedacht, aber ausgeſprochen hatten ſie es doch niemals, und wie nun der Ritter dies that, kam es ihnen als etwas ganz Neues und Unerhörtes vor. Undine war plötzlich ernſt geworden und ſah tiefſinnig vor ſich nieder, während der Prieſter nach den nähern Umſtänden fragte und ſich bei den Alten nach ihrer Einwilligung erkundigte. Man kam nach mannigfachem Hinundherreden mit einander aufs Reine; die Hausfrau ging, um den jungen Leuten das Brautgemach zu ordnen und zwei geweihte Kerzen, die ſie ſeit langer Zeit verwahrt hielt, für die Trauungs-

feierlichkeit hervorzusuchen. Der Ritter nestelte indeß an seiner goldnen Kette und wollte zwei Ringe losdrehen, um sie mit der Braut wechseln zu können. Diese aber fuhr, es bemerkend, aus ihrem tiefen Sinnen auf und sprach: Nicht also! Ganz bettelarm haben mich meine Eltern nicht in die Welt hineingeschickt; vielmehr haben sie gewißlich schon frühe darauf gerechnet, daß ein solcher Abend aufgehen solle. — Damit war sie schnell aus der Thür und kam gleich darauf mit zwei kostbaren Ringen zurück, deren einen sie ihrem Bräutigam gab und den andern für sich behielt. Der alte Fischer war ganz erstaunt darüber, und noch mehr die Hausfrau, die eben wieder hereintrat, daß beide diese Kleinodien noch niemals bei dem Kinde gesehn hatten. — Meine Eltern, entgegnete Undine, ließen mir diese Dingerchen in das schöne Kleid nähen, das ich gerade anhatte, da ich zu euch kam. Sie verboten mir auch, auf irgend eine Weise jemandem davon zu sagen vor meinem Hochzeitsabend. Da habe ich sie denn also stille herausgetrennt und verborgen gehalten bis heute. Der Priester unterbrach das weitere Fragen und Verwundern, indem er die geweihten Kerzen anzündete, sie auf einen Tisch stellte und das Brautpaar sich gegenüber treten hieß. Er gab sie sodann mit kurzen, feierlichen Worten zusammen, die alten Eheleute segneten die jungen, und die Braut lehnte sich leise zitternd und nachdenklich an den Ritter. Da sagte der Priester mit einem Male: Ihr Leute seid doch seltsam! Was sagt ihr mir denn, ihr wäret die einzigen Menschen hier auf der Insel? und während der ganzen Trauhandlung sah zu dem Fenster mir gegenüber ein ansehnlicher, langer Mann in weißem Mantel herein. Er muß noch vor der Thüre stehen, wenn ihr ihn etwan mit ins Haus nöthigen wollt. — Gott bewahre! sagte die Wirthin zusammenfahrend, der alte Fischer schüttelte schweigend den Kopf, und Huldbrand sprang nach

dem Fenſter. Es war ihm ſelbſt, als ſähe er noch einen weißen Streif, der aber bald im Dunkel gänzlich verſchwand. Er redete dem Prieſter ein, daß er ſich durchaus geirrt haben müſſe, und man ſetzte ſich vertraulich mitſammen um den Heerd.

## Siebentes Kapitel.

### Was ſich weiter am Hochzeitabend begab.

Gar ſittig und ſtill hatte ſich Undine vor und während der Trauung bewieſen; nun aber war es, als ſchäumten alle die wunderlichen Grillen, welche in ihr hausten, um ſo dreiſter und kecklicher auf die Oberfläche hervor. Sie neckte Bräutigam und Pflegeältern und ſelbſt den noch kaum ſo hoch verehrten Prieſter mit allerhand kindiſchen Streichen, und, als die Wirthin etwas dagegen ſagen wollte, brachten dieſe ein paar ernſte Worte des Ritters, worin er Undinen mit großer Bedeutſamkeit ſeine Hausfrau nannte, zum Schweigen. Ihm ſelbſt indeſſen, dem Ritter, gefiel Undinens kindiſches Bezeigen eben ſo wenig; aber da half kein Winken und kein Räuspern und keine tadelnde Rede. So

oft die Braut ihres Lieblings Unzufriedenheit merkte, — und das geschah einigemal, — ward sie freilich stiller, setzte sich neben ihn, streichelte ihn, flüsterte ihm lächelnd etwas in das Ohr und glättete so die aufsteigenden Falten seiner Stirn. Aber gleich darauf riß sie irgend ein toller Einfall wieder in das gaukelnde Treiben hinein, und es ging nur ärger als zuvor. Da sagte der Priester sehr ernsthaft und sehr freundlich: Mein anmuthiges junges Mägdlein, man kann euch zwar nicht ohne Ergötzen ansehn; aber denkt darauf, eure Seele bei Zeiten so zu stimmen, daß sie immer die Harmonie zu der Seele eures angetrauten Bräutigams anklingen lasse. — Seele! lachte ihn Undine an; das klingt recht hübsch und mag auch für die mehrsten Leute eine gar erbauliche und nutzreiche Regel sein. Aber wenn nun eins gar keine Seele hat, bitt' euch, was soll es denn da stimmen? Und so geht es mir. — Der Priester schwieg, tiefverletzt, in frommen Zürnen und kehrte sein Antlitz wehmüthig von dem Mädchen ab. Sie aber ging schmeichelnd auf ihn zu und sagte: Nein, hört doch erst ordentlich, eh' ihr böse ausseht, denn euer Böseaussehen thut mir weh und ihr müßt doch keiner Kreatur weh thun, die euch ihrerseits nichts zu Leide gethan hat. Zeigt euch nur duldsam gegen mich, und ich will's euch ordentlich sagen, wie ich's meine.

Man sah, sie stellte sich in Bereitschaft, etwas recht Ausführliches zu erzählen, aber plötzlich stockte sie, wie von einem innern Schauer ergriffen, und brach in einen reichen Strom der wehmüthigsten Thränen aus. Sie wußten alle nicht mehr, was sie recht aus ihr machen sollten, und starrten sie in unterschiedlichen Besorgnissen schweigend an. Da sagte sie endlich, sich ihre Thränen abtrocknend und den Priester ernsthaft ansehend: Es muß etwas Liebes, aber auch etwas höchst Furchtbares um eine Seele sein. Um Gott, mein

frommer Mann, wär' es nicht beſſer, man würde ihrer nie theilhaftig? — Sie ſchwieg wieder ſtill, wie auf Antwort wartend; ihre Thränen waren gehemmt. Alle in der Hütte hatten ſich von ihren Sitzen erhoben und traten ſchaudernd vor ihr zurück. Sie aber ſchien nur für den Geiſtlichen Augen zu haben; auf ihren Zügen malte ſich der Ausdruck einer fürchtenden Neubegier, die eben deshalb den andern höchſt furchtbar vorkam. — Schwer muß die Seele laſten, — fuhr ſie fort, da ihr noch niemand antwortete, — ſehr ſchwer! Denn ſchon ihr annahendes Bild überſchattet mich mit Angſt und Trauer.

Und ach, ich war so leicht, so lustig sonst! — Und in einen erneuten Thränenstrom brach sie aus und schlug das Gewand vor ihrem Antlitze zusammen. Da trat der Priester ernsten Ansehns auf sie zu und sprach sie an und beschwor sie bei den heiligsten Namen, sie solle die lichte Hülle abwerfen, falls etwas Böses in ihr sei. Sie aber sank vor ihm in die Kniee, alles Fromme wiederholend, was er sprach, und Gott lobend, und betheuernd, sie meine es gut mit der ganzen Welt. Da sagte endlich der Priester zum Ritter: Herr Bräutigam, ich lasse euch allein mit der, die ich euch angetraut habe. So viel ich ergründen kann, ist nichts Uebles an ihr, wohl aber des Wundersamen viel. Ich empfehle euch Vorsicht, Liebe und Treue. — Damit ging er hinaus, die Fischerleute folgten ihm, sich bekreuzigend.

Undine war auf die Kniee gesunken, sie entschleierte ihr Angesicht und sagte, scheu nach Huldbranden umblickend: Ach, nun willst du mich gewiß nicht behalten; und hab' ich doch nichts Böses gethan, ich armes, armes Kind! — Sie sah dabei so unendlich anmuthig und rührend aus, daß ihr Bräutigam alles Grauens und aller Räthselhaftigkeit vergaß, zu ihr hineilend und sie in seinen Armen emporrichtend. Da lächelte sie durch ihre Thränen; es war, als wenn das Morgenroth auf kleinen Bächen spielt. — Du kannst nicht von mir lassen! flüsterte sie vertraulich und sicher und streichelte mit den zarten Händchen des Ritters Wangen. Dieser wandte sich darüber von den furchtbaren Gedanken ab, die noch im Hintergrunde seiner Seele lauerten und ihm einreden wollten, er sei an eine Fei oder sonst ein böslich-neckendes Wesen der Geisterwelt angetraut; nur noch die einzige Frage ging fast unversehens über seine Lippen: Liebes Undinchen, sage mir doch das eine: was war es, das du von Erdgeistern sprachst, da der Priester an die Thür klopfte, und

von Kühleborn? — Märchen, Kindermärchen! ſagte Undine lachend und ganz wieder in ihrer gewohnten Luſtigkeit. Erſt hab' ich euch damit bange gemacht, am Ende habt ihr's mich. Das iſt das Ende vom Liede und vom ganzen Hochzeitsabend. — Nein, das iſt es nicht, ſagte der von Liebe berauſchte Ritter, löſchte die Kerzen und trug ſeine ſchöne Geliebte unter tauſend Küſſen, vom Monde, der hell durch die Fenſter hereinſah, anmuthig beleuchtet, zu der Brautkammer hinein.

## Achtes Kapitel.

### Der Tag nach der Hochzeit.

Ein friſches Morgenlicht weckte die jungen Eheleute. Undine verbarg ſich ſchamhaft unter ihre Decken, und Huldbrand lag ſtill ſinnend vor ſich hin. So oft er in der Nacht eingeſchlafen war, hatten ihn wunderlich-grauſende Träume verſtört von Geſpenſtern, die ſich heimlich grinzend in ſchöne Frauen zu verkleiden ſtrebten, von ſchönen Frauen, die mit einem Male Drachen-Angeſichter bekamen. Und wenn er von den häßlichen Gebilden in die Höhe fuhr, ſtand das Mondenlicht bleich und kalt draußen vor den Fenſtern; entſetzt blickte

er nach Undinen, an deren Busen er eingeschlafen war, und die in unverwandelter Schönheit und Anmuth neben ihm ruhte. Dann drückte er einen leichten Kuß auf die rosigen Lippen und schlief wieder ein, um von neuen Schrecken erweckt zu werden. Nachdem er sich nun alles dieses recht im vollen Wachen überlegt hatte, schalt er sich selber über jedweden Zweifel aus, der ihn an seiner schönen Frau hatte irremachen können. Er bat ihr auch sein Unrecht mit klaren Worten ab, sie aber reichte ihm nur die schöne Hand, seufzte aus tiefem Herzen und blieb still. Aber ein unendlich inniger Blick aus ihren Augen, wie er ihn noch nie gesehen hatte, ließ ihm keinen Zweifel, daß Undine von keinem Unwillen gegen ihn wisse. Er stand dann heiter auf und ging zu den Hausgenossen in das gemeinsame Zimmer vor. Die dreie saßen mit besorglichen Mienen um den Heerd, ohne daß sich einer getraut hätte, seine Worte laut werden zu lassen. Es sahe aus, als bete der Priester in seinem Innern um Abwendung alles Uebels. Da man nun aber den jungen Ehemann so vergnügt hervorgehn sah, glätteten sich auch die Falten in den übrigen Angesichtern; ja, der alte Fischer fing an, mit dem Ritter zu scherzen auf eine recht sittige, ehrbare Weise, so daß selbst die alte Hausfrau ganz freundlich dazu lächelte. Darüber war endlich Undine auch fertig geworden und trat nun in die Thür; alle wollten ihr entgegengehn und alle blieben voll Verwunderung stehen, so fremd kam ihnen die junge Frau vor, und doch so wohlbekannt. Der Priester schritt zuerst mit Vaterliebe in den leuchtenden Blicken auf sie zu, und, wie er die Hand zum Segnen emporhob, sank das schöne Weib andächtig schauernd vor ihm in die Kniee. Sie bat ihn darauf mit einigen freundlich-demüthigen Worten wegen des Thörichten, was sie gestern gesprochen haben möge, um Verzeihung und ersuchte ihn mit sehr bewegtem Tone, daß er für das

Heil ihrer Seele beten wolle. Dann erhob sie sich, küßte ihre Pflegeältern und sagte, für alles genossene Gute dankend: O, jetzt fühle ich es im innersten Herzen, wie viel, wie unendlich viel ihr für mich gethan habt, ihr lieben, lieben Leute! — Sie konnte erst gar nicht wieder von ihren Liebkosungen abbrechen, aber kaum gewahrte sie, daß die Hausfrau nach dem Frühstücke hinsah, so stand sie auch bereits am Heerde, kochte und ordnete an und litt nicht, daß die gute alte Mutter auch nur die geringste Mühwaltung über sich nahm.

Sie blieb den ganzen Tag lang so, still, freundlich und achtsam, ein Hausmütterlein und ein zart verschämtes, jungfräuliches Wesen zugleich. Die dreie, welche sie schon länger kannten, dachten in jedem Augenblick irgend ein wunderliches Wechselspiel ihres launischen Sinnes hervorbrechen zu sehn. Aber sie warteten vergebens darauf; Undine blieb engelmild und sanft. Der Priester konnte seine Augen gar nicht von ihr wegwenden und sagte mehrere Male zum Bräutigam: Herr, einen Schatz hat euch gestern die himmlische Güte durch mich Unwürdigen anvertraut; wahrt ihn, wie es sich gebührt, so wird er euer ewiges und zeitliches Heil befördern.

Gegen Abend hing sich Undine mit demüthiger Zärtlichkeit an des Ritters Arm und zog ihn sanft vor die Thür hinaus, wo die sinkende Sonne anmuthig über den frischen Gräsern und um die hohen, schlanken Baumstämme leuchtete. In den Augen der jungen Frau schwamm es wie Thau der Wehmuth und der Liebe, auf ihren Lippen schwebte es wie ein zartes, besorgliches Geheimniß, das sich aber nur in kaum vernehmlichen Seufzern kundgab. Sie führte ihren Liebling schweigend immer weiter mit sich fort; was er sagte, beantwortete sie nur mit Blicken, in denen zwar keine unmittelbare Auskunft auf seine Fragen, wohl aber ein ganzer Himmel der Liebe

und ſchüchternen Ergebenheit lag. So gelangten ſie an das Ufer des übergetretenen Waldſtroms, und der Ritter erſtaunte, dieſen in leiſen Wellen verrinnend dahinrieſeln zu ſehen, ſo daß keine Spur ſeiner vorigen Wildheit und Fülle mehr anzutreffen war. — Bis morgen wird er ganz verſiegt ſein, ſagte die ſchöne Frau weinerlich,

und du kannst dann ohne Widerspruch reisen, wohinaus du willst. — Nicht ohne dich, Undinchen! entgegnete der lachende Ritter; denke doch, wenn ich auch Lust hätte auszureißen, so müßte ja Kirche und Geistlichkeit und Kaiser und Reich drein schlagen und dir den Flüchtling wiederbringen. — Kommt alles auf dich an, kommt alles auf dich an, flüsterte die Kleine, halb weinend, halb lächelnd. Ich denke aber doch, du wirst mich wohl behalten; ich bin dir ja gar zu innig gut. Trage mich nun hinüber auf die kleine Insel, die vor uns liegt. Da soll sich's entscheiden. Ich könnte wohl leichtlich selbst durch die Wellchen schlüpfen, aber in deinen Armen ruht sich's so gut, und verstößest du mich, so hab' ich doch noch zum letzten Male anmuthig darin geruht. — Huldbrand, voll von einer seltsamen Bangigkeit und Rührung, wußte ihr nichts zu erwiedern. Er nahm sie in seine Arme und trug sie hinüber, sich nun erst besinnend, daß es dieselbe kleine Insel war, von wo er sie in jener ersten Nacht dem alten Fischer zurückgetragen hatte. Jenseits ließ er sie in das weiche Gras nieder und wollte sich schmeichelnd neben seine schöne Bürde setzen; sie aber sagte: Nein, dorthin, mir gegenüber! Ich will in deinen Augen lesen, noch ehe deine Lippen sprechen. Höre nun recht achtsam zu, was ich dir erzählen will. Und sie begann.

Du sollst wissen, mein süßer Liebling, daß es in den Elementen Wesen giebt, die fast aussehen wie ihr, und sich doch nur selten vor euch blicken lassen. In den Flammen glitzern und spielen die wunderlichen Salamander, in der Erden tief hausen die dürren, tückischen Gnomen, durch die Wälder streifen die Waldleute, die der Luft angehören, und in den Seen und Strömen und Bächen lebt der Wassergeister ausgebreitetes Geschlecht. In klingenden Krystallgewölben, durch die der Himmel mit Sonn' und Sternen hereinsieht,

wohnt sich's schön; hohe Korallenbäume mit blau und rothen Früchten leuchten in den Gärten; über reinlichen Meeressand wandelt man, und über schöne bunte Muscheln, und was die alte Welt des also Schönen besaß, daß die heutige nicht mehr sich dran zu freuen würdig ist, das überzogen die Fluthen mit ihren heimlichen Silberschleiern, und unten prangen nun die edlen Denkmale, hoch und ernst und anmuthig bethaut vom liebenden Gewässer, das aus ihnen schöne Moosblumen und kränzende Schilfbüschel hervorlockt. Die aber dorten wohnen, sind gar hold und lieblich anzuschauen, meist schöner als die Menschen sind. Manch einem Fischer ward es schon so gut, ein zartes Wasserweib zu belauschen, wie es über die Fluthen hervorstieg und sang. Der erzählte dann von ihrer Schöne weiter, und solche wundersame Frauen werden von den Menschen Undinen genannt. Du aber siehst jetzt wirklich eine Undine, lieber Freund. —

Der Ritter wollte sich einreden, seiner schönen Frau sei irgend eine ihrer seltsamen Launen wach geworden, und sie finde ihre Lust daran, ihn mit bunt erdachten Geschichten zu necken. Aber so sehr er sich dies auch vorsagte, konnte er doch keinen Augenblick daran glauben; ein seltsamer Schauder zog durch sein Inneres; unfähig ein Wort hervorzubringen, starrte er unverwandten Auges die holde Erzählerin an. Diese schüttelte betrübt den Kopf, seufzte aus vollem Herzen und fuhr alsdann folgendermaßen fort.

Wir wären weit besser daran, als ihr andern Menschen; — denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn der Bildung und dem Leibe nach sind; — aber es ist ein gar Uebles dabei. Wir und unsersgleichen in den andern Elementen, wir zerstieben und vergehn mit Geist und Leib, daß keine Spur von uns zurückbleibt, und wenn ihr andern dermaleinst zu einem reinern Leben er-

wacht, ſind wir geblieben, wo Sand und Funk und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seelen; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, ſo lange wir leben, — zerſtäubt uns immer, ſobald wir ſterben, und wir ſind luſtig, ohne uns irgend zu grämen, wie es die Nachtigallen und Goldfiſchlein und andre hübſche Kinder der Natur ja gleichfalls ſind. Aber alles will höher, als es ſteht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Waſſerfürſt im mittelländiſchen Meere iſt, ſeine einzige Tochter ſolle einer Seele theilhaftig werden, und müſſe ſie darüber auch viele Leiden der beſeelten Leute beſtehn. Eine Seele aber kann unſersgleichen nur durch den innigſten Verein der Liebe mit einem eures Geſchlechtes gewinnen. Nun bin ich beſeelt, dir dank' ich die Seele, o du unausſprechlich Geliebter, und dir werd' ich es danken, wenn du mich nicht mein ganzes Leben hindurch elend machſt. Denn was ſoll aus mir werden, wenn du mich ſcheueſt und mich verſtößeſt? Durch Trug aber mocht' ich dich nicht behalten. Und willſt du mich verſtoßen, ſo thu es nun, ſo geh allein ans Ufer zurück. Ich tauche mich in dieſen Bach, der mein Oheim iſt und hier im Walde ſein wunderliches Einſiedlerleben, von den übrigen Freunden entfernet, führt. Er iſt aber mächtig und vielen großen Strömen werth und theuer; und wie er mich herführte zu den Fiſchern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Aeltern, mich beſeelte, liebende, leidende Frau.

Sie wollte noch mehr ſagen, aber Huldbrand umfaßte ſie voll der innigſten Rührung und Liebe, und trug ſie wieder ans Ufer zurück. Hier erſt ſchwur er unter Thränen und Küſſen, ſein holdes Weib niemals zu verlaſſen, und pries ſich glücklicher, als den griechiſchen Bildner Pygmalion, welchem Frau Venus ſeinen ſchönen Stein zur Geliebten belebt habe. Im ſüßen Vertrauen wandelte

Undine an ſeinem Arme nach der Hütte zurück und empfand nun erſt von ganzem Herzen, wie wenig ſie die verlaſſenen Kryſtallpaläſte ihres wunderſamen Vaters bedauern dürfe.

## Neuntes Kapitel.

Wie der Ritter ſeine junge Frau mit ſich führte.

Als Huldbrand am andern Morgen vom Schlaf erwachte, fehlte ſeine ſchöne Genoſſin an ſeiner Seiten, und er fing ſchon an wieder den wunderlichen Gedanken nachzuhängen, die ihm ſeine Ehe und die reizende Undine ſelbſt als ein flüchtiges Blendwerk und Gaukelſpiel vorſtellen wollten. Aber da trat ſie eben zur Thür herein, küßte ihn, ſetzte ſich zu ihm aufs Bett und ſagte: Ich bin etwas früh hinaus geweſen, um zu ſehn, ob der Oheim Wort halte. Er hat ſchon alle Fluthen wieder in ſein ſtilles Bett zurücke gelenkt und rinnt nun nach wie vor einſiedleriſch und ſinnend durch den Wald. Seine Freunde in Waſſer und Luft haben ſich auch zur Ruhe gegeben; es wird wieder alles ordentlich und ruhig in dieſen

Gegenden zugehen, und du kannst trocknen Fußes heimreisen, sobald du willst. — Es war Huldbranden zu Muthe, als träumte er wachend fort, so wenig konnte er sich in die seltsame Verwandtschaft seiner Frau finden. Dennoch ließ er sich nichts merken, und die unendliche Anmuth des holden Weibes wiegte auch bald jedwede unheimliche Ahnung zur Ruhe. — Als er nach einer Weile mit ihr vor der Thür stand und die grünende Seespitze mit ihren klaren Wassergränzen überschaute, ward es ihm so wohl in dieser Wiege seiner Liebe, daß er sagte: Was sollen wir denn auch heute schon reisen? Wir finden wohl keine vergnügtern Tage in der Welt haußen, als wir sie an diesem heimlichen Schutzörtlein verlebten. Laß uns immer noch zwei- oder dreimal die Sonne hier untergehen sehn. — Wie mein Herr es gebeut, entgegnete Undine in freundlicher Demuth. Es ist nur, daß sich die alten Leute ohnehin schon mit Schmerzen von mir trennen werden, und wenn sie nun erst die treue Seele in mir spüren, und wie ich jetzt innig lieben und ehren kann, bricht ihnen wohl gar vor vielen Thränen das schwache Augenlicht. Noch halten sie meine Stille und Frömmigkeit für nichts Besseres, als es sonst in mir bedeutete, für die Ruhe des See's, wenn eben die Luft still ist, und sie werden sich nun eben so gut einem Bäumchen oder Blümlein befreunden lernen, als mir. Laß mich ihnen dies neugeschenkte, von Liebe wallende Herz nicht kundgeben in Augenblicken, wo sie es für diese Erde verlieren sollen, und wie könnt' ich es bergen, blieben wir länger zusammen? —

Huldbrand gab ihr Recht; er ging zu den Alten und besprach die Reise mit ihnen, die noch in dieser Stunde vor sich gehen sollte. Der Priester bot sich den beiden jungen Eheleuten zum Begleiter an; er und der Ritter hoben nach kurzem Abschied die schöne Frau aufs Pferd und schritten mit ihr über das ausgetrocknete Bette des

Waldſtroms eilig dem Forſte zu. Undine weinte ſtill, aber bitterlich; die alten Leute klagten ihr laut nach. Es ſchien, als ſeie dieſen eine Ahnung aufgegangen von dem, was ſie eben jetzt an der holden Pflegetochter verloren.

Die drei Reiſenden waren ſchweigend in die dichteſten Schatten des Waldes gelangt. Es mochte hübſch anzuſehen ſein in dem grünen Blätterſaal, wie die ſchöne Frauengeſtalt auf dem edlen, zierlich

geschmückten Pferde saß, und von einer Seite der ehrwürdige Priester in seiner weißen Ordenstracht, von der andern der blühende junge Ritter in bunten, hellen Kleidern mit seinem prächtigen Schwerte umgürtet, achtsam beiherschritten. Huldbrand hatte nur Augen für sein holdes Weib; Undine, die ihre lieben Thränen getrocknet hatte, nur Augen für ihn, und sie geriethen bald in ein stilles, lautloses Gespräch mit Blicken und Winken, aus dem sie erst spät durch ein leises Reden erweckt wurden, welches der Priester mit einem vierten Reisegesellschafter hielt, der indeß unbemerkt zu ihnen gekommen war.

Er trug ein weißes Kleid, fast wie des Priesters Ordenshabit, nur daß ihm die Kappe ganz tief ins Gesicht hereinhing, und das Ganze in so weiten Falten um ihn her flog, daß er alle Augenblicke mit Aufraffen und über den Arm Schlagen oder sonst dergleichen Anordnungen zu thun hatte, ohne daß er doch dadurch im geringsten im Gehen behindert schien. Als die jungen Eheleute seiner gewahr wurden, sagte er eben: Und so wohn' ich denn schon seit vielen Jahren hier im Walde, mein ehrwürdiger Herr, ohne daß man mich eurem Sinne nach einen Eremiten nennen könnte. Denn wie gesagt, von Buße weiß ich nichts und glaube sie auch nicht sonderlich zu bedürfen. Ich habe nur deswegen den Wald so lieb, weil es sich auf eine ganz eigne Weise hübsch ausnimmt und mir Spaß macht, wenn ich in meinen flatternden weißen Kleidern durch die finstern Schatten und Blätter hin gehe, und dann bisweilen ein süßer Sonnenstrahl unvermuthet auf mich herunterblitzt. — Ihr seid ein höchst seltsamer Mann, entgegnete der Priester, und ich möchte wohl nähere Kunde von euch haben. — Und wer seid ihr denn, von einem aufs andre zu kommen? fragte der Fremde. Sie nennen mich den Pater Heilmann, sprach der Geistliche, und ich komme aus Kloster Mariagruß von jenseit des See's. — So, so,

antwortete der Fremde. Ich heiße Kühleborn, und wenn es auf Höflichkeit ankommt, könnte man mich auch wohl eben so gut Herr von Kühleborn betiteln oder Freiherr von Kühleborn; denn frei bin ich wie der Vogel im Walde und wohl noch ein bischen drüber. Zum Exempel, jetzt hab' ich der jungen Frau dorten etwas zu erzählen. — Und ehe man sich's versah, war er auf der andern Seite des Priesters, dicht neben Undinen, und reckte sich hoch in die Höhe, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie aber wandte sich erschrocken ab, sagend: Ich habe nichts mit euch mehr zu schaffen. — Hoho, lachte der Fremde, was für eine ungeheuer vornehme Heirath habt ihr denn gethan, daß ihr eure Verwandten nicht mehr kennt? Wißt ihr denn nicht vom Oheim Kühleborn, der euch auf seinem Rücken so treu in diese Gegend trug? — Ich bitte euch aber, entgegnete Undine, daß ihr euch nicht wieder vor mir sehen laßt. Jetzt fürcht' ich euch; und soll mein Mann mich scheuen lernen, wenn er mich in so seltsamer Gesellschaft und Verwandtschaft sieht? — Nichtchen, sagte Kühleborn, ihr müßt nicht vergessen, daß ich hier zum Geleiter bei euch bin; die spukenden Erdgeister möchten sonst dummen Spaß mit euch treiben. Laßt mich also doch immer ruhig mitgehn; der alte Priester dort wußte sich übrigens meiner besser zu erinnern, als ihr es zu thun scheint, denn er versicherte vorhin, ich käme ihm sehr bekannt vor und ich müsse wohl mit im Nachen gewesen sein, aus dem er ins Wasser fiel. Das war ich auch freilich, denn ich war just die Wasserhose, die ihn herausriß, und schwemmt' ihn hernach zu deiner Trauung vollends ans Land.

Undine und der Ritter sahen nach Pater Heilmann; der aber schien in einem wandelnden Traume fortzugehn und von allem, was gesprochen ward, nichts mehr zu vernehmen. Da sagte Undine zu Kühleborn: Ich sehe dort schon das Ende des Waldes. Wir brau-

chen eure Hülfe nicht mehr, und nichts macht uns Grauen als ihr. Drum bitt' ich euch in Lieb' und Güte, verſchwindet und laßt uns in Frieden ziehn! — Darüber ſchien Kühleborn unwillig zu werden; er zog ein häßliches Geſicht und grinzte Undinen an, die laut aufſchrie und ihren Freund zu Hülfe rief. Wie ein Blitz war der Ritter um das Pferd herum und ſchwang die ſcharfe Klinge gegen Kühleborns Haupt. Aber er hieb in einen Waſſerfall, der von einer hohen Klippe neben ihnen herabſchäumte und ſie plötzlich mit einem Geplätſcher, das beinahe wie Lachen klang, übergoß und bis auf die Haut durchnäßte. Der Prieſter ſagte, wie plötzlich erwachend: Das hab' ich lange gedacht, weil der Bach ſo dicht auf der Anhöhe neben uns her lief. Anfangs wollt' es mir gar vorkommen, als wär' er ein Menſch und könne ſprechen. — In Huldbrands Ohr rauſchte der Waſſerfall ganz vernehmlich dieſe Worte:

Raſcher Ritter,
Rüſt'ger Ritter,
Ich zürne nicht,
Ich zanke nicht;
Schirm' nur dein reizend Weiblein ſtets ſo gut,
Du Ritter rüſtig, du raſches Blut!

Nach wenigen Schritten waren ſie im Freien. Die Reichsſtadt lag glänzend vor ihnen, und die Abendſonne, welche deren Thürme vergoldete, trocknete freundlich die Kleider der durchnäßten Wandrer.

## Zehntes Kapitel.

### Wie ſie in der Stadt lebten.

Daß der junge Ritter Huldbrand von Ringſtetten ſo plötzlich vermißt worden war, hatte großes Aufſehen in der Reichsſtadt erregt und Bekümmerniß bei den Leuten, die ihn alleſammt wegen ſeiner Gewandtheit bei Turnier und Tanz, wie auch wegen ſeiner milden, freundlichen Sitten liebgewonnen hatten. Seine Diener wollten nicht ohne ihren Herrn von dem Orte wieder weg, ohne daß doch einer den Muth gefaßt hätte, ihm in die Schatten des gefürchteten Forſtes nachzureiten. Sie blieben alſo in ihrer Herberge, unthätig hoffend, wie es die Menſchen zu thun pflegen, und durch ihre Klagen das Andenken des Verlornen lebendig erhaltend. Wie nun bald darauf die großen Unwetter und Ueberſchwemmungen merkbarer wurden, zweifelte

man um so minder an dem gewissen Untergange des schönen Fremden, den auch Bertalda ganz unverholen betrauerte und sich selbst verwünschte, daß sie ihn zu dem unseligen Ritte nach dem Walde gelockt habe. Ihre herzoglichen Pflegeältern waren gekommen, sie abzuholen, aber Bertalda bewog sie, mit ihr zu bleiben, bis man gewisse Nachricht von Huldbrands Leben oder Tod einziehe. Sie suchte verschiedne junge Ritter, die emsig um sie warben, zu bewegen, daß sie dem edlen Abenteurer in den Forst nachziehn möchten. Aber ihre Hand mochte sie nicht zum Preise des Wagestücks ausstellen, weil sie vielleicht noch immer hoffte, dem Wiederkehrenden angehören zu können, und um Handschuh oder Band, oder auch selbst um einen Kuß, wollte niemand sein Leben dran setzen, einen so gar gefährlichen Nebenbuhler zurückzuholen.

Nun, da Huldbrand unerwartet und plötzlich erschien, freuten sich Diener und Stadtbewohner und überhaupt fast alle Leute, nur Bertalda eben nicht; denn wenn es den andern auch ganz lieb war, daß er eine so wunderschöne Frau mitbrachte und den Pater Heilmann als Zeugen der Trauung, so konnte doch Bertalda nicht anders, als sich deshalb betrüben. Erstlich hatte sie den jungen Rittersmann wirklich von ganzer Seele liebgewonnen, und dann war durch ihre Trauer über sein Wegbleiben den Augen der Menschen weit mehr davon kund geworden, als sich nun eben schicken wollte. Sie that deswegen aber doch immer als ein kluges Weib, fand sich in die Umstände und lebte aufs allerfreundlichste mit Undinen, die man in der ganzen Stadt für eine Prinzessin hielt, welche Huldbrand im Walde von irgend einem bösen Zauber erlöst habe. Wenn man sie selbst oder ihren Eheherrn darüber befragte, wußten sie zu schweigen oder geschickt auszuweichen; des Pater Heilmann Lippen waren für jedes eitle Geschwätz versiegelt, und ohnehin war er gleich

nach Huldbrands Ankunft wieder in sein Kloster zurückgegangen, so daß sich die Leute mit ihren seltsamen Muthmaßungen behelfen mußten, und auch selbst Bertalda nicht mehr als jeder andre von der Wahrheit erfuhr.

Undine gewann übrigens dies anmuthige Mädchen mit jedem Tage lieber. — Wir müssen uns einander schon eher gekannt haben, pflegte sie ihr öfters zu sagen, oder es muß sonst irgend eine wundersame Beziehung unter uns geben, denn so ganz ohne Ursach, versteht mich, ohne tiefe, geheime Ursach gewinnt man ein andres nicht so lieb, als ich euch gleich vom ersten Anblicke her gewann. — Und auch Bertalda konnte sich nicht ableugnen, daß sie einen Zug der Vertraulichkeit und Liebe zu Undinen empfinde, wie sehr sie übrigens meinte, Ursach zu den bittersten Klagen über diese glückliche Nebenbuhlerin zu haben. In dieser gegenseitigen Neigung wußte die eine bei ihren Pflegeältern, die andre bei ihrem Ehegatten, den Tag der Abreise weiter und weiter hinaus zu schieben; ja, es war schon die Rede davon gewesen, Bertalda solle Undinen auf einige Zeit nach Burg Ringstetten an die Quellen der Donau begleiten.

Sie sprachen auch einmal eines schönen Abends davon, als sie eben bei Sternenschein auf dem mit hohen Bäumen eingefaßten Markte der Reichsstadt umherwandelten. Die beiden jungen Eheleute hatten Bertalden noch spät zu einem Spaziergange abgeholt, und alle drei zogen vertraulich unter dem tiefblauen Himmel auf und ab, oftmals in ihren Gesprächen durch die Bewunderung unterbrochen, die sie dem kostbaren Springborn in der Mitte des Platzes und seinem wundersamen Rauschen und Sprudeln zollen mußten. Es war ihnen so lieb und heimlich zu Sinn; zwischen die Baumschatten durch stahlen sich die Lichtschimmer der nahen Häuser; ein stilles Gesumse von spielenden Kindern und andern lustwandelnden

Menſchen wogte um ſie her; man war ſo allein und doch ſo freundlich in der heitern, lebendigen Welt mitten inne; was bei Tage Schwierigkeit geſchienen hatte, das ebnete ſich nun wie von ſelber, und die drei Freunde konnten gar nicht mehr begreifen, warum wegen Bertaldas Mitreiſe auch nur die geringſte Bedenklichkeit habe

obwalten mögen. Da kam, als sie eben den Tag ihrer gemeinschaftlichen Abfahrt bestimmen wollten, ein langer Mann von der Mitte des Marktplatzes her auf sie zu gegangen, neigte sich ehrerbietig vor der Gesellschaft und sagte der jungen Frau etwas ins Ohr. Sie trat, unzufrieden über die Störung und über den Störer, einige Schritte mit dem Fremden zur Seite, und beide begannen mit einander zu flüstern, es schien, in einer fremden Sprache. Huldbrand glaubte den seltsamen Mann zu kennen und sah so starr auf ihn hin, daß er Bertaldas staunende Fragen weder hörte, noch beantwortete. Mit einem Male klopfte Undine freudig in die Hände und ließ den Fremden lachend stehn, der sich mit vielem Kopfschütteln und hastigen, unzufriedenen Schritten entfernte und in den Brunnen hineinstieg. Nun glaubte Huldbrand seiner Sache ganz gewiß zu sein, Bertalda aber fragte: Was wollte dir denn der Brunnenmeister, liebe Undine? — Die junge Frau lachte heimlich in sich hinein und erwiederte: Uebermorgen, auf deinen Namenstag sollst du's erfahren, du liebliches Kind. — Und weiter war nichts aus ihr herauszubringen. Sie lud Bertalden und durch sie ihre Pflegeältern an dem bestimmten Tage zur Mittagstafel, und man ging bald darauf auseinander.

Kühleborn? — fragte Huldbrand mit einem geheimen Schauder seine schöne Gattin, als sie von Bertalda Abschied genommen hatten und nun allein durch die dunkler werdenden Gassen zu Haus gingen. — Ja, er war es, antwortete Undine, und er wollte mir auch allerhand dummes Zeug vorsprechen. Aber mitten darin hat er mich ganz gegen seine Absicht mit einer höchst willkommenen Botschaft erfreut. Willst du diese nun gleich wissen, mein holder Herr und Gemahl, so brauchst du nur zu gebieten, und ich spreche mir alles vom Herzen los. Wolltest du aber deiner Undine eine recht, recht

große Freude gönnen, ſo ließeſt du es bis übermorgen und hätteſt dann auch an der Ueberraſchung dein Theil.

Der Ritter gewährte ſeiner Gattin gern, worum ſie ſo anmuthig bat, und noch im Entſchlummern lispelte ſie lächelnd vor ſich hin: Was ſie ſich freuen wird und ſich wundern über ihres Brunnenmeiſters Botſchaft, die liebe, liebe Bertalda!

## Eilftes Kapitel.

### Bertaldas Namensfeier.

---

Die Gesellschaft saß bei Tafel, Bertalda, mit Kleinodien und Blumen, den mannigfachen Geschenken ihrer Pflegeältern und Freunde, geschmückt wie eine Frühlingsgöttin, obenan, zu ihrer Seiten Undine und Huldbrand. Als das reiche Mahl zu Ende ging, und man den Nachtisch auftrug, blieben die Thüren offen, nach alter, guter Sitte in deutschen Landen, damit auch das Volk zusehen könne und sich an der Lustigkeit der Herrschaften mitfreuen. Bediente trugen Wein und Kuchen unter den Zuschauern herum. Huldbrand und Bertalda warteten mit heimlicher Ungeduld auf die versprochene Erklärung und verwandten, so sehr es sich thun ließ, kein Auge von Undinen. Aber die schöne

Frau blieb noch immer still und lächelte nur heimlich und innig froh vor sich hin. Wer um ihre gethane Verheißung wußte, konnte sehn, daß sie ihr erquickendes Geheimniß alle Augenblicke verrathen wollte und es doch noch immer in lüsterner Entsagung zurücklegte, wie es Kinder bisweilen mit ihren liebsten Leckerbissen thun. Bertalda und Huldbrand theilten dies wonnige Gefühl, in hoffender Bangigkeit das neue Glück erwartend, welches von ihrer Freundin Lippen auf sie herniederthauen sollte. Da baten verschiedene von der Gesellschaft Undinen um ein Lied. Es schien ihr gelegen zu kommen, sie ließ sich sogleich ihre Laute bringen und sang folgende Worte:

Morgen so hell,
Blumen so bunt,
Gräser so duftig und hoch
An wallenden See's Gestade!
Was zwischen den Gräsern
Schimmert so licht?
Ist's eine Blüthe weiß und groß,
Vom Himmel gefallen in Wiesenschooß?
Ach, ist ein zartes Kind! —
Unbewußt mit Blumen tändelt's,
Faßt nach goldnen Morgenlichtern. —
O woher? woher, du holdes? —
Fern vom unbekannten Strande
Trug es hier der See heran. —
Nein, fasse nicht, du zartes Leben,
Mit deiner kleinen Hand herum;
Nicht Hand wird dir zurückgegeben,
Die Blumen sind so fremd und stumm.
Die wissen wohl sich schön zu schmücken,
Zu duften auch nach Herzenslust,
Doch keine mag dich an sich drücken;
Fern ist die traute Mutterbrust.
So früh', noch an des Lebens Thoren,
Noch Himmelslächeln im Gesicht,
Hast du das Beste schon verloren,
O armes Kind, und weißt es nicht. —

Ein edler Herzog kommt geritten
Und hemmt vor dir des Rosses Lauf;
Zu hoher Kunst und reinen Sitten
Zieht er in seiner Burg dich auf.
Du hast unendlich viel gewonnen,
Du blühst die schönst' im ganzen Land,
Doch ach, die allerbesten Wonnen
Ließ'st du am unbekannten Strand!

Undine senkte mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Laute; die Augen der herzoglichen Pflegeältern Bertaldas standen voller Thränen. — So war es am Morgen, wo ich dich fand, du arme, holde Waise, sagte der Herzog tief bewegt; die schöne Sängerin hat wohl Recht: das Beste haben wir dir dennoch nicht zu geben vermocht. —

Wir müssen aber auch hören, wie es den armen Aeltern ergangen ist, sagte Undine, schlug die Saiten und sang:

Mutter geht durch ihre Kammern,
Räumt die Schränke ein und aus,
Sucht, und weiß nicht was, mit Jammern,
Findet nichts, als leeres Haus.

Leeres Haus! O Wort der Klage
Dem, der einst ein holdes Kind
Drin gegängelt hat am Tage,
Drin gewiegt in Nächten lind!

Wieder grünen wohl die Buchen,
Wieder kommt der Sonne Licht,
Aber, Mutter, laß dein Suchen,
Wieder kommt dein Liebes nicht!

Und wenn Abendlüfte fächeln,
Vater heim zum Heerde kehrt,
Regt sich's fast in ihm, wie Lächeln,
Dran doch gleich die Thräne zehrt.

Vater weiß, in seinen Zimmern
Findet er die Todesruh,
Hört nur bleicher Mutter Wimmern,
Und kein Kindlein lacht ihm zu.

O um Gott, Undine! wo ſind meine Aeltern? rief die weinende Bertalda. Du weißt es gewiß, du haſt es erfahren, du wunderſame Frau, denn ſonſt hätteſt du mir das Herz nicht ſo zerriſſen. Sind ſie vielleicht ſchon hier? Wär' es? — Ihr Auge durchflog die glänzende Geſellſchaft und weilte auf einer regierenden Herrin, die ihrem Pflegevater zunächſt ſaß. Da beugte ſich Undine nach der Thür zurück, ihre Augen floſſen in der ſüßeſten Rührung über. — Wo ſind denn die armen harrenden Aeltern? fragte ſie, und der alte Fiſcher mit ſeiner Frau wankten aus dem Haufen der Zuſchauer vor. Ihre Augen hingen fragend bald an Undinen, bald an dem ſchönen Fräulein, das ihre Tochter ſein ſollte. — Sie iſt es! ſtammelte die entzückte Geberin, und die zwei alten Leute hingen laut weinend und Gott preiſend an dem Halſe der Wiedergefundenen.

Aber entſetzt und zürnend riß ſich Bertalda aus ihrer Umarmung los. Es war zu viel für dieſes ſtolze Gemüth, eine ſolche Wiedererkennung in dem Augenblicke, wo ſie feſt gemeint hatte, ihren bisherigen Glanz noch zu ſteigern, und die Hoffnung Thronhimmel und Kronen über ihr Haupt herunterregnen ließ. — Es kam ihr vor, als habe ihre Nebenbuhlerin dies alles erſonnen, um ſie nur recht ausgeſucht vor Huldbranden und aller Welt zu demüthigen. Sie ſchalt Undinen, ſie ſchalt die beiden Alten; die häßlichen Worte Betrügerin und erkauftes Volk riſſen ſich von ihren Lippen. Da ſagte die alte Fiſcherfrau nur ganz leiſe vor ſich hin: Ach Gott, ſie iſt ein böſes Weibsbild geworden; und dennoch fühl' ich's im Herzen, daß ſie von mir geboren iſt. Der alte Fiſcher aber hatte ſeine Hände gefaltet und betete ſtill, daß die hier ſeine Tochter nicht ſein möge. — Undine wankte todesbleich von den Aeltern zu Bertalden, von Bertalden zu den Aeltern, plötzlich aus all den Himmeln, die ſie ſich geträumt hatte, in eine Angſt und

ein Entſetzen geſtürzt, das ihr bisher auch nicht im Traume kund geworden war. — Haſt du denn eine Seele? Haſt du denn wirklich eine Seele, Bertalda? ſchrie ſie einigemal in ihre zürnende Freundin hinein, als wolle ſie ſie aus einem plötzlichen Wahnſinn oder einem tollmachenden Nachtgeſichte gewaltſam zur Beſinnung bringen. Als aber Bertalda nur immer noch ungeſtümer wüthete, als die verſtoßenen Aeltern laut zu heulen anfingen, und die Geſellſchaft ſich ſtreitend und eifernd in verſchiedene Parten theilte, erbat ſie ſich mit einem Male ſo würdig und ernſt die Freiheit, in

den Zimmern ihres Mannes zu reden, daß alles um sie her wie auf einen Wink stille ward. Sie trat darauf an das obere Ende des Tisches, wo Bertalda gesessen hatte, demüthig und stolz und sprach, während sich aller Augen unverwandt auf sie richteten, folgendergestalt:

Ihr Leute, die ihr so feindlich ausseht und so zerstört und mir mein liebes Fest so grimm zerreißt, ach Gott, ich wußte von euren thörichten Sitten und eurer harten Sinnesweise nichts und werde mich wohl mein Lebelang nicht drein finden. Daß ich alles verkehrt angefangen habe, liegt nicht an mir; glaubt nur, es liegt einzig an euch, so wenig es euch auch darnach aussehen mag. Ich habe euch auch deshalb nur wenig zu sagen, aber das eine muß gesagt sein: Ich habe nicht gelogen. Beweise kann und will ich euch außer meiner Versicherung nicht geben, aber beschwören will ich es. Mir hat es derselbe gesagt, der Bertalden von ihren Aeltern weg ins Wasser lockte und sie nachher dem Herzog in seinen Weg auf die grüne Wiese legte.

Sie ist eine Zauberin, rief Bertalda, eine Hexe, die mit bösen Geistern Umgang hat! Sie bekennt es ja selbst.

Das thue ich nicht, sagte Undine, einen ganzen Himmel der Unschuld und Zuversicht in ihren Augen. Ich bin auch keine Hexe; seht mich nur darauf an!

So lügt sie und prahlt, fiel Bertalda ein, und kann nicht behaupten, daß ich dieser niedern Leute Kind sei. Meine herzoglichen Aeltern, ich bitte euch, führt mich aus dieser Gesellschaft fort und aus dieser Stadt, wo man nur darauf ausgeht, mich zu schmähen. Der alte, ehrsame Herzog aber blieb fest stehen, und seine Gemahlin sagte: Wir müssen durchaus wissen, woran wir sind. Gott sei vor, daß ich eher nur einen Fuß aus diesem Saale setze! — Da näherte

ſich die alte Fiſcherin, beugte ſich tief vor der Herzogin und ſagte: Ihr ſchließt mir das Herz auf, hohe, gottesfürchtige Frau! Ich muß euch ſagen, wenn dieſes böſe Fräulein meine Tochter iſt, trägt ſie ein Maal, gleich einem Veilchen, zwiſchen beiden Schultern und ein gleiches auf dem Spann ihres linken Fußes. Wenn ſie ſich nur mit mir aus dem Saale entfernen wollte! — Ich entblöße mich nicht vor der Bäuerin! ſagte Bertalda, ihr ſtolz den Rücken wendend. Aber vor mir doch wohl! entgegnete die Herzogin mit großem Ernſt. Ihr werdet mir in jenes Gemach folgen, Jungfrau, und die gute Alte kommt mit! — Die drei verſchwanden, und alle Uebrigen blieben in großer Erwartung ſchweigend zurück. Nach einer kleinen Weile kamen die Frauen wieder, Bertalda todtenbleich, und die Herzogin ſagte: Recht muß Recht bleiben; deshalb erklär' ich, daß unſre Frau Wirthin vollkommen wahr geſprochen hat. Bertalda iſt des Fiſchers Tochter, und ſo viel iſt, als man hier zu wiſſen braucht. Das fürſtliche Ehepaar ging mit der Pflegetochter fort; auf einen Wink des Herzogs folgte ihnen der Fiſcher mit ſeiner Frau. Die andern Gäſte entfernten ſich ſchweigend oder heimlich murmelnd, und Undine ſank herzlich weinend in Huldbrands Arme.

## Zwölftes Kapitel.

### Wie ſie aus der Reichsſtadt abreiſten.

Dem Herrn von Ringſtetten wär' es freilich lieber geweſen, wenn ſich alles an dieſem Tage anders gefügt hätte; aber auch ſo, wie es nun einmal war, konnte es ihm nicht unlieb ſein, da ſich ſeine reizende Frau ſo fromm und gutmüthig und herzlich bewies. — Wenn ich ihr eine Seele gegeben habe, mußt' er bei ſich ſelber ſagen, gab ich ihr wohl eine beſſere, als meine eigne iſt; und nun dachte er einzig darauf, die Weinende zufrieden zu ſprechen und gleich des andern Tages einen Ort mit ihr zu verlaſſen, der ihr ſeit dieſem Vorfalle zuwider ſein mußte. Zwar iſt es an-

dem, daß man sie eben nicht ungleich beurtheilte. Weil man schon früher etwas Wunderbares von ihr erwartete, fiel die seltsame Entdeckung von Bertaldas Herkommen nicht allzusehr auf, und nur gegen diese war jedermann, der die Geschichte und ihr stürmisches Betragen dabei erfuhr, übelgesinnt. Davon wußten aber der Ritter und seine Frau noch nichts; außerdem wäre eins für Undinen so schmerzhaft gewesen, als das andere, und so hatte man nichts Besseres zu thun, als die Mauern der alten Stadt baldmöglichst hinter sich zu lassen.

Mit den ersten Strahlen des Morgens hielt ein zierlicher Wagen für Undinen vor dem Thore der Herberge; Huldbrands und seiner Knappen Hengste stampften daneben das Pflaster. Der Ritter führte seine schöne Frau aus der Thür, da trat ihnen ein Fischermädchen in den Weg. — Wir brauchen deine Waare nicht, sagte Huldbrand zu ihr, wir reisen eben fort. — Da fing das Fischermädchen bitterlich an zu weinen, und nun erst sahen die Eheleute, daß es Bertalda war. Sie traten gleich mit ihr in das Gemach zurück und erfuhren von ihr, der Herzog und die Herzogin seien so erzürnt über ihre gestrige Härte und Heftigkeit, daß sie die Hand gänzlich von ihr abgezogen hätten, nicht ohne ihr jedoch vorher eine reiche Aussteuer zu schenken. Der Fischer sei gleichfalls wohl begabt worden und habe noch gestern Abend mit seiner Frau wieder den Weg nach der Seespitze eingeschlagen.

Ich wollte mit ihnen gehn, fuhr sie fort, aber der alte Fischer, der mein Vater sein soll —

Er ist es auch wahrhaftig, Bertalda, unterbrach sie Undine. Sieh nur, der, welchen du für den Brunnenmeister ansahst, erzählte mirs ausführlich. Er wollte mich abreden, daß ich dich nicht mit nach Burg Ringstetten nehmen sollte, und da fuhr ihm dieses Geheimniß mit heraus.

Nun denn, sagte Bertalda, mein Vater — wenn es denn so sein soll — mein Vater sprach: Ich nehme dich nicht mit, bis du anders worden bist. Wage dich allein durch den verrufenen Wald zu uns hinaus; das soll die Probe sein, ob du dir etwas aus uns machst. Aber komme mir nicht, wie ein Fräulein; wie eine Fischerdirne komm'! — Da will ich denn thun, wie er gesagt hat; denn von aller Welt bin ich verlassen, und will als ein armes Fischerkind bei den ärmlichen Aeltern einsam leben und sterben. Vor dem Wald graut es mir freilich sehr. Es sollen abscheuliche Gespenster drinnen hausen, und ich bin so furchtsam. Aber was hilft's? — Hierher kam ich nur noch, um bei der edlen Frau von Ringstetten Verzeihung dafür zu erflehen, daß ich mich gestern so ungebührlich erzeigte. Ich fühle wohl, ihr habt es gut gemeint, holde Dame, aber ihr wußtet nicht, wie ihr mich verletzen würdet, und da strömte mir denn in der Angst und Ueberraschung gar manch unsinnig-verwegenes Wort über die Lippen. Ach verzeiht, verzeiht! ich bin ja so unglücklich schon. Denkt nur selbsten, was ich noch gestern in der Frühe war, noch gestern zu Anfang eures Festes, und was nun heut! —

Die Worte gingen ihr unter in einem schmerzlichen Thränenstrom, und gleichfalls bitterlich weinend fiel ihr Undine um den Hals. Es dauerte lange, bis die tief gerührte Frau ein Wort hervorbringen konnte; dann aber sagte sie: Du sollst ja mit uns nach Ringstetten; es soll ja alles bleiben, wie es früher abgeredet war; nur nenne mich wieder du und nicht mehr Dame und edle Frau! Sieh, wir wurden als Kinder mit einander vertauscht; da schon verzweigte sich unser Geschick, und wir wollen es fürder so innig verzweigen, daß es keine menschliche Gewalt zu trennen im Stande sein soll. Nur erst mit uns nach Ringstetten! Wie wir als Schwe-

ſtern mit einander theilen wollen, beſprechen wir dort. — Bertalda ſah ſcheu nach Huldbrand empor. Ihn jammerte des ſchönen, bedrängten Mägdleins; er bot ihr die Hand und redete ihr koſend zu, ſich ihm und ſeiner Gattin anzuvertraun. — Euren Aeltern, ſagte er, ſchicken wir Botſchaft, warum ihr nicht gekommen ſeid; —

und noch manches wollte er wegen der guten Fischersleute hinzusetzen, aber er sah, wie Bertalda bei deren Erwähnung schmerzhaft zusammenfuhr, und ließ also lieber das Reden davon sein. Aber unter den Arm faßte er sie, hob sie zuerst in den Wagen, Undinen ihr nach und trabte fröhlich beiher, trieb auch den Fuhrmann so wacker an, daß sie das Gebiet der Reichsstadt und mit ihm alle trüben Erinnerungen in kurzer Zeit überflogen hatten, und nun die Frauen mit besserer Lust durch die schönen Gegenden hinrollten, welche ihr Weg sie entlang führte.

Nach einigen Tagereisen kamen sie eines schönen Abends auf Burg Ringstetten an. Dem jungen Rittersmann hatten seine Vögte und Mannen viel zu berichten, so daß Undine mit Bertalden allein blieb. Die beiden ergingen sich auf dem hohen Wall der Veste und freuten sich an der anmuthigen Landschaft, die sich ringsum durch das gesegnete Schwaben ausbreitete. Da trat ein langer Mann zu ihnen, der sie höflich grüßte, und der Bertalden beinah vorkam, wie jener Brunnenmeister in der Reichsstadt. Noch unverkennbarer ward ihr die Aehnlichkeit, als Undine ihm unwillig, ja drohend zurückwinkte, und er sich mit eiligen Schritten und schüttelndem Kopfe fortmachte, wie damals, worauf er in einem nahen Gebüsche verschwand. Undine aber sagte: Fürchte dich nicht, liebes Bertaldchen; diesmal soll dir der häßliche Brunnenmeister nichts zu Leide thun. — Und damit erzählte sie ihr die ganze Geschichte ausführlich und auch, wer sie selbst sei, und wie Bertalda von den Fischersleuten weg-, Undine aber dahingekommen war. Die Jungfrau entsetzte sich anfänglich vor diesen Reden; sie glaubte, ihre Freundin sei von einem schnellen Wahnsinn befallen. Aber mehr und mehr überzeugte sie sich, daß alles wahr sei, an Undinens zusammenhängenden Worten, die zu den bisherigen Begebenheiten so gut paßten,

und noch mehr an dem innern Gefühl, mit welchem ſich die Wahrheit uns kundzugeben nie ermangelt. Es war ihr ſeltſam, daß ſie nun ſelbſt wie mitten in einem von den Märchen lebe, die ſie ſonſt nur erzählen gehört. Sie ſtarrte Undinen mit Ehrfurcht an, konnte ſich aber eines Schauders, der zwiſchen ſie und ihre Freundin trat, nicht mehr erwehren und mußte ſich beim Abendbrot ſehr darüber wundern, wie der Ritter gegen ein Weſen ſo verliebt und freundlich that, welches ihr ſeit den letzten Entdeckungen mehr geſpenſtiſch als menſchlich vorkam.

## Dreizehntes Kapitel.

Wie ſie auf Burg Ringſtetten lebten.

Der dieſe Geſchichte aufſchreibt, weil ſie ihm das Herz bewegt, und weil er wünſcht, daß ſie auch andern ein Gleiches thun möge, bittet dich, lieber Leſer, um eine Gunſt. Sieh es ihm nach, wenn er jetzt über einen ziemlich langen Zeitraum mit kurzen Worten hingeht und dir nur im Allgemeinen ſagt, was ſich darin begeben hat. Er weiß wohl, daß man es recht kunſtgemäß und Schritt vor Schritt entwickeln könnte, wie Huldbrands Gemüth begann, ſich von Undinen ab- und Bertalden

zuzuwenden, wie Bertalda dem jungen Mann mit glühender Liebe immer mehr entgegenkam, und er und sie die arme Ehefrau, als ein fremdartiges Wesen, mehr zu fürchten als zu bemitleiden schienen, wie Undine weinte, und ihre Thränen Gewissensbisse in des Ritters Herzen anregten, ohne jedoch die alte Liebe zu erwecken, so daß er ihr wohl bisweilen freundlich that, aber ein kalter Schauer ihn bald von ihr weg- und dem Menschenkinde Bertalda entgegentrieb; man könnte dies alles, weiß der Schreiber, ordentlich ausführen, vielleicht sollte man's auch. Aber das Herz thut ihm dabei allzuweh, denn er hat ähnliche Dinge erlebt und scheut sich in der Erinnerung auch noch vor ihrem Schatten. Du kennst wahrscheinlich ein ähnliches Gefühl, lieber Leser, denn so ist nun einmal der sterblichen Menschen Geschick. Wohl dir, wenn du dabei mehr empfangen, als ausgetheilt hast; denn hier ist Nehmen seliger, als Geben. Dann schleicht dir nur ein geliebter Schmerz bei solchen Erwähnungen durch die Seele, und vielleicht eine linde Thräne die Wange herab, um deine verwelkten Blumenbeete, deren du dich so herzlich gefreut hattest. Damit sei es aber auch genug; wir wollen uns nicht mit tausendfach vereinzelten Stichen das Herz durchprickeln, sondern nur kurz dabei bleiben, daß es nun einmal so gekommen war, wie ich es vorhin sagte. Die arme Undine war sehr betrübt, die andern beiden waren auch nicht eben vergnügt; sonderlich meinte Bertalda bei der geringsten Abweichung von dem, was sie wünschte, den eifersüchtigen Druck der beleidigten Hausfrau zu spüren. Sie hatte sich deshalb ordentlich ein herrisches Wesen angewöhnt, dem Undine in wehmüthiger Entsagung nachgab, und das durch den verblendeten Huldbrand gewöhnlich aufs entschiedenste unterstützt ward. — Was die Burggesellschaft noch mehr verstörte, waren allerhand wunderliche Spukereien, die Huldbranden und Bertalden in den ge-

wölbten Gängen des Schloſſes begegneten, und von denen vorher ſeit Menſchengedenken nichts gehört worden war. Der lange, weiße Mann, in welchem Huldbrand den Oheim Kühleborn, Bertalda den geſpenſtiſchen Brunnenmeiſter nur allzuwohl erkannte, trat oftmals drohend vor beide, vorzüglich aber vor Bertalden hin, ſo daß dieſe ſchon einigemal vor Schrecken krank darniedergelegen hatte und manchmal daran dachte, die Burg zu verlaſſen. Theils aber war ihr Huldbrand allzulieb, und ſie ſtützte ſich dabei auf ihre Unſchuld, weil es nie zu einer eigentlichen Erklärung unter ihnen gekommen war, theils auch wußte ſie nicht, wohin ſie ſonſt ihre Schritte richten ſolle. Der alte Fiſcher hatte auf des Herrn von Ringſtetten Botſchaft, daß Bertalda bei ihm ſei, mit einigen ſchwer zu leſenden Federzügen, ſo wie ſie ihm Alter und lange Gewöhnung verſtatteten, geantwortet: Ich bin nun ein armer alter Wittwer worden, denn meine liebe, treue Frau iſt mir geſtorben. Wie ſehr ich aber auch allein in der Hütte ſitzen mag, Bertalda iſt mir lieber dort, als bei mir. Nur daß ſie meiner lieben Undine nichts zu Leide thue, ſonſt hätte ſie meinen Fluch! — Die letztern Worte ſchlug Bertalda in den Wind, aber das wegen des Wegbleibens von dem Vater behielt ſie gut, ſo wie wir Menſchen in ähnlichen Fällen es immer zu machen pflegen.

Eines Tages war Huldbrand eben ausgeritten, als Undine das Hausgeſinde verſammelte, einen großen Stein herbeibringen hieß und den prächtigen Brunnen, der ſich in der Mitte des Schloßhofes befand, ſorgfältig damit zu bedecken befahl. Die Leute wandten ein, ſie würden alsdann das Waſſer weit unten aus dem Thale heraufzuholen haben. Undine lächelte wehmüthig. — Es thut mir leid um eure vermehrte Arbeit, liebe Kinder, entgegnete ſie, ich möchte lieber ſelbſt die Waſſerkrüge heraufholen, aber dieſer Brunnen

muß nun einmal zu. Glaubt es mir aufs Wort, daß es nicht anders angeht, und daß wir nur dadurch ein größeres Unheil zu vermeiden im Stande sind. — Die ganze Dienerschaft freute sich, ihrer sanften Hausfrau gefällig sein zu können; man fragte nicht weiter, sondern ergriff den ungeheuren Stein. Dieser hob sich unter ihren Händen und schwebte bereits über dem Brunnen; da kam Bertalda gelaufen und rief, man solle innehalten: aus diesem Brunnen lasse sie das Waschwasser holen, welches ihrer Haut so vortheilhaft sei, und sie werde nimmermehr zugeben, daß man ihn verschließe. Undine aber blieb diesmal, obgleich auf gewohnte Weise sanft, dennoch auf ungewohnte Weise bei ihrer Meinung fest; sie sagte, als Hausfrau gebühre ihr, alle Anordnungen der Wirthschaft nach bester Ueberzeugung einzurichten, und niemandem habe sie darüber Rechenschaft abzulegen, als ihrem Ehegemahl und Herrn. — Seht, o seht doch, rief Bertalda unwillig und ängstlich, das arme, schöne Wasser kräuselt sich und windet sich, weil es vor der klaren Sonne versteckt werden soll, und vor dem erfreulichen Anblick der Menschengesichter, zu deren Spiegel es erschaffen ist! — In der That zischte und regte sich die Fluth im Borne ganz wunderlich: es war, als wollte sich etwas daraus hervorringen, aber Undine drang nur um so ernstlicher auf die Erfüllung ihrer Befehle. Es brauchte dieses Ernstes kaum. Das Schloßgesinde war eben so froh, seiner milden Herrin zu gehorchen, als Bertaldas Trotz zu brechen, und so ungeberdig diese auch schelten und drohen mochte, lag dennoch in kurzer Zeit der Stein über der Oeffnung des Brunnens fest. Undine lehnte sich sinnend darüber hin und schrieb mit den schönen Fingern auf der Fläche. Sie mußte aber wohl etwas sehr Scharfes und Aetzendes dabei in der Hand gehabt haben, denn als sie sich abwandte, und die andern näher hinzutraten, nahmen sie allerhand seltsame Zeichen

auf dem Steine wahr, die keiner vorher an demſelben geſehen haben wollte.

Den heimkehrenden Ritter empfing am Abend Bertalda mit Thränen und Klagen über Undinens Verfahren. Er warf ernſte

Blicke auf dieſe, und die arme Frau ſah betrübt vor ſich nieder. Doch ſagte ſie mit großer Faſſung: Mein Herr und Ehegemahl ſchilt ja keinen Leibeignen, bevor er ihn hört, wie minder dann ſein angetrautes Weib! — Sprich, was dich zu jener ſeltſamen That bewog, ſagte der Ritter mit finſterm Antlitz. — Ganz allein möcht' ich es dir ſagen! ſeufzte Undine. — Du kannſt es eben ſo gut in Bertaldas Gegenwart, entgegnete er. — Ja, wenn du es gebeutſt, ſagte Undine; aber gebeut es nicht! O bitte, bitte, gebeut es nicht! — Sie ſah ſo demüthig, hold und gehorſam aus, daß des Ritters Herz ſich einem Sonnenblick aus beſſern Zeiten erſchloß. Er faßte ſie freundlich unter den Arm und führte ſie in ſein Gemach, wo ſie folgendermaßen zu ſprechen begann:

Du kennſt ja den böſen Oheim Kühleborn, mein geliebter Herr, und biſt ihm öfters unwillig in den Gängen dieſer Burg begegnet. Bertalden hat er gar bisweilen zum Krankwerden erſchreckt. Das macht, er iſt ſeelenlos, ein bloßer elementariſcher Spiegel der Außenwelt, der das Innere nicht wiederzuſtrahlen vermag. Da ſieht er denn bisweilen, daß du unzufrieden mit mir biſt, daß ich in meinem kindiſchen Sinne darüber weine, daß Bertalda vielleicht eben in derſelben Stunde zufällig lacht. Nun bildet er ſich allerhand Ungleiches ein und miſcht ſich auf vielfache Weiſe ungebeten in unſern Kreis. Was hilft's, daß ich ihn ausſchelte, daß ich ihn unfreundlich wegſchicke? Er glaubt mir nicht ein Wort. Sein armes Leben hat keine Ahnung davon, wie Liebesleiden und Liebesfreuden einander ſo anmuthig gleich ſehn und ſo innig verſchwiſtert ſind, daß keine Gewalt ſie zu trennen vermag. Unter der Thräne quillt das Lächeln vor, das Lächeln lockt die Thräne aus ihren Kammern.

Sie ſah lächelnd und weinend nach Huldbrand in die Höh', der allen Zauber der alten Liebe wieder in ſeinem Herzen empfand.

Sie fühlte das, drückte ihn inniger an sich und fuhr unter freudigen Thränen also fort:

Da sich der Friedenstörer nicht mit Worten weisen ließ, mußte ich wohl die Thür vor ihm zusperren. Und die einzige Thür, die er zu uns hat, ist jener Brunnen. Mit den andern Quellgeistern hier in der Gegend ist er entzweit, von den nächsten Thälern an, und erst weiterhin auf der Donau, wenn einige seiner guten Freunde hineingeströmt sind, fängt sein Reich wieder an. Darum ließ ich den Stein über des Brunnens Oeffnung wälzen und schrieb Zeichen darauf, die alle Kraft des eifernden Oheims lähmen, so daß er nun weder dir, noch mir, noch Bertalden in den Weg kommen soll. Menschen freilich können trotz der Zeichen mit ganz gewöhnlichem Bemühen den Stein wieder abheben: die hindert es nicht. Willst du also, so thu nach Bertaldas Begehr, aber wahrhaftig! sie weiß nicht, was sie bittet. Auf sie hat es der ungezogene Kühleborn ganz vorzüglich abgesehn, und wenn manches käme, was er mir prophezeihen wollte, und was doch wohl geschehen könnte, ohne daß du es übel meintest, ach, Lieber, so wärst ja auch du nicht außer Gefahr!

Huldbrand fühlte tief im Herzen die Großmuth seiner holden Frau, wie sie ihren furchtbaren Beschützer so emsig aussperrte und noch dazu von Bertalden darüber gescholten worden war. Er drückte sie daher aufs liebreichste in seine Arme und sagte gerührt: Der Stein bleibt liegen, und alles bleibt und soll immer bleiben, wie du es haben willst, mein holdes Undinchen! — Sie schmeichelte ihm demüthig, froh über die lang entbehrten Worte der Liebe, und sagte endlich: Mein allerliebster Freund, da du heute so überaus mild und gütig bist, dürft' ich es wohl wagen, dir eine Bitte vorzutragen? Sieh nur, es ist mit dir, wie mit dem Sommer. Eben in seiner besten Herrlichkeit setzt sich der flammende und donnernde

Kronen von schönen Gewittern auf, darin er als ein rechter König und Erdengott anzusehen ist. So schiltst auch du bisweilen und wetterleuchtest mit Zung' und Augen, und das steht dir sehr gut, wenn ich auch bisweilen in meiner Thorheit darüber zu weinen anfange. Aber thu das nie gegen mich auf einem Wasser, oder wo wir auch nur einem Gewässer nahe sind! Siehe, dann bekämen die Verwandten ein Recht über mich. Unerbittlich würden sie mich von dir reißen in ihrem Grimm, weil sie meinten, daß eine ihres Geschlechts beleidigt sei, und ich müßte lebenslang drunten in den Krystallpalästen wohnen und dürfte nie wieder zu dir herauf, oder sendeten sie mich zu dir herauf, o Gott! dann wär' es noch unendlich schlimmer. Nein, nein, du süßer Freund, dahin laß es nicht kommen, so lieb dir die arme Undine ist!

Er verhieß feierlich, zu thun, wie sie begehre, und die beiden Eheleute traten unendlich froh und liebevoll wieder aus dem Gemach. Da kam Bertalda mit einigen Werkleuten, die sie unterdeß schon hatte bescheiden lassen, und sagte mit einer mürrischen Art, die sie sich zeither angenommen hatte: Nun ist doch wohl das geheime Gespräch zu Ende, und der Stein kann herab? Geht nur hin, ihr Leute, und richtet's aus! — Der Ritter aber, ihre Unart empört fühlend, sagte in kurzen und sehr ernstlichen Worten: Der Stein bleibt liegen! auch verwies er Bertalden ihre Heftigkeit gegen seine Frau, worauf die Werkleute mit heimlich-vergnügtem Lächeln fortgingen, Bertalda aber von der andern Seite erbleichend nach ihren Zimmern eilte.

Die Stunde des Abendessens kam heran, und Bertalda ließ sich vergeblich erwarten. Man schickte nach ihr; da fand der Kämmerling ihre Gemächer leer und brachte nur ein versiegeltes Blatt, an den Ritter überschrieben, mit zurück. Dieser öffnete es bestürzt und las:

Ich fühle mit Beſchämung, wie ich nur eine arme Fiſcherdirne bin. Daß ich es auf Augenblicke vergaß, will ich in der ärmlichen Hütte meiner Aeltern büßen. Lebt wohl mit eurer ſchönen Frau!

Undine war von Herzen betrübt. Sie bat Huldbranden inbrünſtig, der entflohenen Freundin nachzueilen und ſie wieder mit zurückzubringen. Ach, ſie hatte nicht nöthig zu treiben! Seine Neigung für Bertalden brach wieder heftig hervor. Er eilte im ganzen Schloß umher, fragend, ob niemand geſehen habe, welches Weges die ſchöne Flüchtige gegangen ſei. Er konnte nichts erfahren und ſaß ſchon im Burghofe zu Pferde, entſchloſſen, aufs Gerathewohl dem Wege nachzureiten, den er Bertalden hierher geführt hatte. Da kam ein Schildbub und verſicherte, er ſei dem Fräulein auf dem Pfade nach dem Schwarzthale begegnet. Wie ein Pfeil ſprengte der Ritter durch das Thor der angewieſenen Richtung nach, ohne Undinens ängſtliche Stimme zu hören, die ihm aus dem Fenſter nachrief: Nach dem Schwarzthal? O dahin nicht! Huldbrand, dahin nicht! Oder um Gottes willen nimm mich mit! — Als ſie aber all ihr Rufen vergeblich ſah, ließ ſie eilig ihren weißen Zelter ſatteln und trabte dem Ritter nach, ohne irgend eines Dieners Begleitung annehmen zu wollen.

## Vierzehntes Kapitel.

### Wie Bertalda mit dem Ritter heimfuhr.

Das Schwarzthal liegt tief in die Berge hinein. Wie es jetzo heißt, kann man nicht wiſſen. Damals nannten es die Landleute ſo wegen der tiefen Dunkelheit, welche von hohen Bäumen, worunter es vorzüglich viele Tannen gab, in die Niederung heruntergeſtreuet ward. Selbſt der Bach, der zwiſchen den Klippen hinſtrudelte, ſah davon ganz ſchwarz aus und gar nicht ſo fröhlich, wie es Gewäſſer wohl zu thun pflegen, die den blauen Himmel unmittelbar über ſich haben. Nun, in

der hereinbrechenden Dämmerung, war es vollends sehr wild und finster zwischen den Höhen geworden. Der Ritter trabte ängstlich die Bachesufer entlang: er fürchtete bald durch Verzögerung die Flüchtige zu weit vorauszulassen, bald wieder in der großen Eile sie irgendwo, dafern sie sich vor ihm verstecken wolle, zu übersehn. Er war indeß schon ziemlich tief in das Thal hineingekommen und konnte nun denken, das Mägdlein bald eingeholt zu haben, wenn er anders auf der rechten Spur war. Die Ahnung, daß er das auch wohl nicht sein könne, trieb sein Herz zu immer ängstlichern Schlägen. Wo sollte die zarte Bertalda bleiben, wenn er sie nicht fand, in der drohenden Wetternacht, die sich immer furchtbarer über das Thal hereinbog? Da sah er endlich etwas Weißes am Hange des Berges durch die Zweige schimmern. Er glaubte Bertaldas Gewand zu erkennen und machte sich hinzu. Sein Roß aber wollte nicht hinan; es bäumte sich so ungestüm, und er wollte so wenig Zeit verlieren, daß er — zumal da ihm wohl ohnehin zu Pferde das Gesträuch allzuhinderlich geworden wäre, — absaß und den schnaubenden Hengst an eine Rüster band, worauf er sich dann vorsichtig durch die Büsche hinarbeitete. Die Zweige schlugen ihm unfreundlich Stirn und Wangen mit der kalten Nässe des Abendthaus; ein ferner Donner murmelte jenseit der Berge hin; es sah alles so seltsam aus, daß er anfing, eine Scheu vor der weißen Gestalt zu empfinden, die nun schon unfern von ihm am Boden lag. Doch konnte er ganz deutlich unterscheiden, daß es ein schlafendes oder ohnmächtiges Frauenzimmer in langen weißen Gewändern war, wie sie Bertalda heute getragen hatte. Er trat dicht vor sie hin, rauschte an den Zweigen, klirrte an seinem Schwerte: — sie regte sich nicht. — Bertalda! sprach er, erst leise, dann immer lauter: — sie hörte nicht. Als er zuletzt den theuren Namen mit gewaltsamer

Anstrengung rief, hallte ein dumpfes Echo aus den Berghöhlen des Thales lallend zurück: Bertalda! — aber die Schläferin blieb unerweckt. Er beugte sich zu ihr nieder; die Dunkelheit des Thales und der einbrechenden Nacht ließen keinen ihrer Gesichtszüge unterscheiden. Als er sich nun eben mit einigem gramvollen Zweifel ganz nahe zu ihr an den Boden gedrückt hatte, fuhr ein Blitz schnell erleuchtend über das Thal hin. Er sah ein abscheulich verzerrtes Antlitz dicht vor sich, das mit dumpfer Stimme rief: Gieb mir 'nen Kuß, du verliebter Schäfer! — Vor Entsetzen schreiend, fuhr Huldbrand in die Höh', die häßliche Gestalt ihm nach. — Zu Haus! murmelte sie, die Unholde sind wach. Zu Haus, sonst hab' ich dich! — Und es griff nach ihm mit langen, weißen Armen. — Tückischer Kühleborn! rief der Ritter, sich ermannend, was gilt's, du bist es, du Kobold? Da hast du 'nen Kuß! — Und wüthend hieb er mit dem Schwerte gegen die Gestalt. Aber die zerstob, und ein durchnässender Wasserguß ließ dem Ritter keinen Zweifel darüber, mit welchem Feinde er gestritten habe.

Er will mich zurückschrecken von Bertalden, sagte er laut zu sich selbst; er denkt, ich soll mich vor seinen albernen Spukereien fürchten und ihm das arme geängstete Mädchen hingeben, damit er sie seine Rache könne fühlen lassen. Das soll er doch nicht, der schwächliche Elementargeist! Was eine Menschenbrust vermag, wenn sie so recht will, so recht aus ihrem besten Leben will, das versteht der ohnmächtige Gaukler nicht. — Er fühlte die Wahrheit seiner Worte, und daß er sich selbst dadurch einen ganz erneuten Muth in das Herz gesprochen habe. Auch schien es, als trete das Glück mit ihm in Bund; denn noch war er nicht wieder bei seinem angebundenen Rosse, da hörte er schon ganz deutlich Bertaldens klagende Stimme, wie sie unfern von ihm durch das immer lauter

werdende Geräusch des Donners und Sturmwindes hinüber weinte. Beflügelten Fußes eilt' er dem Schalle nach und fand die erbebende Jungfrau, wie sie eben die Höhe hinanzuklimmen versuchte, um sich auf alle Weise aus dem schaurigen Dunkel dieses Thales zu retten. Er aber trat ihr liebkosend in den Weg, und so kühn und stolz auch früher ihr Entschluß mochte gewesen sein, empfand sie doch jetzt nur allzu lebendig das Glück, daß ihr im Herzen geliebter Freund sie aus der furchtbaren Einsamkeit erlöse, und das helle Leben in der befreundeten Burg so anmuthige Arme nach ihr ausstrecke. Sie folgte fast ohne Widerspruch, aber so ermattet, daß der Ritter froh war, sie bis zu seinem Rosse geleitet zu haben, welches er nun eilig losknüpfte, um die schöne Wandrerin hinaufzuheben und es alsdann am Zügel durch die ungewissen Schatten der Thalgegend vorsichtig sich nachzuleiten.

Aber das Pferd war ganz verwildert durch Kühleborns tolle Erscheinung. Selbst der Ritter würde Mühe gebraucht haben, auf des bäumenden, wild schnaubenden Thieres Rücken zu springen; die zitternde Bertalda hinaufzuheben war eine volle Unmöglichkeit. Man beschloß also zu Fuße heimzukehren. Das Roß am Zügel nachzerrend, unterstützte der Ritter mit der andern Hand das schwankende Mägdlein. Bertalda machte sich so stark als möglich, um den furchtbaren Thalgrund schnell zu durchwandeln, aber wie Blei zog die Müdigkeit sie herab, und zugleich bebten ihr alle Glieder zusammen, theils noch von mancher überstandenen Angst, womit Kühleborn sie vorwärtsgehetzt hatte, theils auch in der fortdauernden Bangigkeit vor dem Geheul des Sturmes und Donners durch die Waldung des Gebirges.

Endlich entglitt sie dem stützenden Arm ihres Führers und, auf das Moos hingesunken, sagte sie: Laßt mich nur hier liegen,

edler Herr! Ich büße meiner Thorheit Schuld und muß nun doch auf alle Weiſe hier verkommen vor Mattigkeit und Angſt. — Nimmermehr, holde Freundin, verlaſſ' ich euch! rief Huldbrand, vergeblich bemüht, den brauſenden Hengſt an ſeiner Hand zu bändigen, der ärger als vorhin zu toſen und zu ſchäumen begann; der Ritter war endlich nur froh, daß er ihn von der hingeſunkenen Jungfrau fern genug hielt, um ſie nicht durch die Furcht vor ihm noch mehr zu erſchrecken. Wie er ſich aber mit dem tollen Pferde nur kaum

einige Schritte entfernte, begann ſie auch gleich, ihm auf das allerjämmerlichſte nachzurufen, des Glaubens, er wolle ſie wirklich hier in der entſetzlichen Wildniß verlaſſen. Er wußte gar nicht mehr, was er beginnen ſollte. Gern hätte er dem wüthenden Thiere volle Freiheit gegeben, durch die Nacht hinzuſtürmen und ſeine Raſerei auszutoben, hätte er nur nicht fürchten müſſen, es würde in dieſem engen Paß mit ſeinen beerzten Hufen eben über die Stelle hindonnern, wo Bertalda lag.

Während dieſer großen Noth und Verlegenheit war es ihm unendlich troſtreich, daß er einen Wagen langſam den ſteinigen Weg hinter ſich herabfahren hörte. Er rief um Beiſtand; eine männliche Stimme antwortete, verwies ihn zur Geduld, aber verſprach zu helfen, und bald darauf leuchteten ſchon zwei Schimmel durch das Gebüſch, der weiße Kärrnerkittel ihres Führers nebenher, worauf ſich denn auch die große weiße Leinewand ſehen ließ, mit welcher die Waaren, die er bei ſich führen mochte, überdeckt waren. Auf ein lautes Brr! aus dem Munde ihres Herrn ſtanden die gehorſamen Schimmel. Er kam gegen den Ritter heran und half ihm das ſchäumende Thier bändigen. — Ich merke wohl, ſagte er dabei, was der Beſtie fehlt. Als ich zuerſt durch dieſe Gegend zog, ging es meinen Pferden nicht beſſer. Das macht, hier wohnt ein böſer Waſſernix, der an ſolchen Neckereien Luſt hat. Aber ich hab' ein Sprüchlein gelernt; wenn ihr mir vergönnen wolltet, dem Roſſe das ins Ohr zu ſagen, ſo ſollt' es gleich ſo ruhig ſtehn, wie meine Schimmel da. — Verſucht eu'r Heil und helft nur bald! — ſchrie der ungeduldige Ritter. Da bog der Fuhrmann den Kopf des bäumenden Pferdes zu ſich herunter und ſagte ihm einige Worte ins Ohr. Augenblicklich ſtand der Hengſt gezähmt und friedlich ſtill, und nur ein erhitztes Keuchen und Dampfen zeugte noch von

der vorherigen Unbändigkeit. Es war nicht viel Zeit für Huldbranden lange zu fragen, wie dies zugegangen sei. Er ward mit dem Kärrner einig, daß er Bertalden auf den Wagen nehmen solle, wo seiner Aussage nach die weichste Baumwolle in Ballen lag, und so möge er sie bis nach Burg Ringstetten führen; der Ritter wolle den Zug zu Pferde begleiten. Aber das Roß schien von seinem vorigen Toben zu erschöpft, um noch seinen Herrn so weit zu tragen, weshalb diesem der Kärrner zuredete, mit Bertalden in den Wagen zu steigen; das Pferd könne man ja hinten anbinden. — Es geht bergunter, sagte er, und da wird's meinen Schimmeln leicht. — Der Ritter nahm das Erbieten an, er bestieg mit Bertalden den Wagen, der Hengst folgte geduldig nach, und rüstig und achtsam schritt der Fuhrmann beiher.

In der Stille der tiefer dunkelnden Nacht, aus der das Gewitter immer ferner und schweigsamer abdonnerte, in dem behaglichen Gefühl der Sicherheit und des bequemen Fortkommens entspann sich zwischen Huldbrand und Bertalda ein trauliches Gespräch. Mit schmeichelnden Worten schalt er sie um ihr trotziges Flüchten; mit Demuth und Rührung entschuldigte sie sich, und aus allem, was sie sprach, leuchtete es hervor gleich einer Lampe, die dem Geliebten zwischen Nacht und Geheimniß kundgiebt, die Geliebte harre noch sein. Der Ritter fühlte den Sinn dieser Reden weit mehr, als daß er auf die Bedeutung der Worte Acht gegeben hätte, und antwortete auch einzig auf jenen. Da rief der Fuhrmann plötzlich mit kreischender Stimme: Hoch, ihr Schimmel! Hoch den Fuß! Nehmt euch zusammen, Schimmel, denkt hübsch, was ihr seid! — Der Ritter beugte sich aus dem Wagen und sah, wie die Pferde mitten im schäumenden Wasser dahinschritten oder fast schon schwammen, des Wagens Räder wie Mühlenräder blinkten und rauschten, der Kärr-

ner vor der wachsenden Fluth auf das Fuhrwerk gestiegen war. — Was soll das für ein Weg sein? der geht ja mitten in den Strom! rief Huldbrand seinem Führer zu. — Nein, Herr, lachte dieser zurück, es ist grad' umgekehrt: der Strom geht mitten in unsern Weg; seht euch nur um, wie alles übergetreten ist!

In der That wogte und rauschte der ganze Thalgrund von plötzlich empörten, sichtbar steigenden Wellen. Das ist der Kühleborn, der böse Wassernix, der uns ersäufen will! rief der Ritter. Weißt du kein Sprüchlein wider ihn, Gesell? — Ich wüßte wohl eins, sagte der Fuhrmann, aber ich kann und mag es nicht eher brauchen, als bis ihr wißt, wer ich bin. — Ist es hier Zeit zu Räthseln? schrie der Ritter. Die Fluth steigt immer höher, und was geht es mich an, zu wissen, wer du bist! — Es geht euch aber doch was an, sagte der Fuhrmann, denn ich bin Kühleborn. Damit lachte er verzerrten Antlitzes zum Wagen herein, aber der Wagen blieb nicht Wagen mehr, die Schimmel nicht Schimmel; alles verschäumte, verrann in zischenden Wogen, und selbst der Fuhrmann bäumte sich als eine riesige Welle empor, riß den vergeblich arbeitenden Hengst unter die Gewässer hinab und wuchs dann wieder und wuchs über den Häuptern des schwimmenden Paares wie zu einem feuchten Thurme an und wollte sie eben rettungslos begraben. —

Da scholl Undinens anmuthige Stimme durch das Getöse hin, der Mond trat aus den Wolken und mit ihm ward Undine auf den Höhen des Thalgrundes sichtbar. Sie schalt, sie drohte in die Fluthen hinab, die drohende Thurmeswoge verschwand murrend und murmelnd, leise rannen die Wasser im Mondglanze dahin, und wie eine weiße Taube sah man Undinen von der Höhe hinabtauchen, den Ritter und Bertalden erfassen und mit sich nach einem

friſchen, grünen Raſenfleck auf der Höhe emporheben, wo ſie mit ausgeſuchten Labungen Ohnmacht und Schrecken vertrieb; dann half ſie Bertalden zu dem weißen Zelter, der ſie ſelbſt hergetragen hatte, hinaufheben, und ſo gelangten alle drei nach Burg Ringſtetten zurück.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Die Reiſe nach Wien.

Es lebte ſich ſeit der letzten Begebenheit ſtill und ruhig auf dem Schloß. Der Ritter erkannte mehr und mehr ſeiner Frauen himmliſche Güte, die ſich durch ihr Nacheilen und Retten im Schwarzthale, wo Kühleborns Gewalt wieder anging, ſo herrlich offenbart hatte; Undine ſelbſt empfand den Frieden und die Sicherheit, deren ein Gemüth nie ermangelt, ſo lange es mit Beſonnenheit fühlt, daß es auf dem rechten Wege ſei, und zudem gingen ihr in der neu erwachenden Liebe und Achtung ihres Ehemannes vielfache Schimmer der Hoffnung und Freude auf. Bertalda hingegen zeigte ſich dankbar, demüthig und ſcheu,

ohne daß sie wieder diese Aeußerungen als etwas Verdienstliches angeschlagen hätte. So oft ihr eines der Eheleute über die Verdeckung des Brunnens oder über die Abenteuer im Schwarzthale irgend etwas Erklärendes sagen wollte, bat sie inbrünstig, man möge sie damit verschonen, weil sie wegen des Brunnens allzuviele Beschämung und wegen des Schwarzthales allzuviele Schrecken empfinde. Sie erfuhr daher auch von beidem weiter nichts; und wozu schien es auch nöthig zu sein? Der Friede und die Freude hatten ja ihren sichtbaren Wohnsitz in Burg Ringstetten genommen. Man ward darüber ganz sicher und meinte, nun könne das Leben gar nichts mehr tragen, als anmuthige Blumen und Früchte.

In so erlabenden Verhältnissen war der Winter gekommen und vorübergegangen, und der Frühling sah mit seinen hellgrünen Sprossen und seinem lichtblauen Himmel zu den fröhlichen Menschen herein. Ihm war zu Muth wie ihnen, und ihnen wie ihm. Was Wunder, daß seine Störche und Schwalben auch in ihnen die Reiselust anregten! Während sie einmal nach den Donauquellen hinab lustwandelten, erzählte Huldbrand von der Herrlichkeit des edlen Stromes, und wie er wachsend durch gesegnete Länder fließe, wie das köstliche Wien an seinen Ufern emporglänze, und er überhaupt mit jedem Schritt seiner Fahrt an Macht und Lieblichkeit gewinne. — Es müßte herrlich sein, ihn so bis Wien einmal hinabzufahren! brach Bertalda aus, aber gleich darauf in ihre jetzige Demuth und Bescheidenheit zurückgesunken, schwieg sie erröthend still. Eben dies rührte Undinen sehr, und im lebhaftesten Wunsch, der lieben Freundin eine Lust zu machen, sagte sie: Wer hindert uns denn, die Reise anzutreten? — Bertalda hüpfte vor Freuden in die Höhe, und die beiden Frauen begannen sogleich, sich die anmuthige Donaufahrt mit den allerhellsten Farben vor die Sinne zu rufen.

Auch Huldbrand ſtimmte fröhlich darin ein; nur ſagte er einmal beſorgt Undinen ins Ohr: Aber weiterhin iſt Kühleborn wieder gewaltig! — Laß ihn nur kommen! entgegnete ſie lachend; ich bin ja dabei, und vor mir wagt er ſich mit keinem Unheil hervor. — Damit war das letzte Hinderniß gehoben, man rüſtete ſich zur Fahrt und trat ſie alsbald mit friſchem Muth und den heiterſten Hoffnungen an.

Wundert euch aber nur nicht, ihr Menſchen, wenn es dann immer ganz anders kommt, als man gemeint hat. Die tückiſche Macht, die lauert, uns zu verderben, ſingt ihr auserkornes Opfer gern mit ſüßen Liedern und goldnen Märchen in den Schlaf. Dagegen pocht der rettende Himmelsbote oftmals ſcharf und erſchreckend an unſere Thür.

Sie waren die erſten Tage ihrer Donaufahrt hindurch außerordentlich vergnügt geweſen. Es ward auch alles immer beſſer und ſchöner, ſo wie ſie den ſtolzen, fluthenden Strom weiter hinunterſchifften. Aber in einer ſonſt höchſt anmuthigen Gegend, von deren erfreulichem Anblicke ſie ſich die beſte Freude verſprochen hatten, fing der unbändige Kühleborn ganz unverhohlen an, ſeine hier eingreifende Macht zu zeigen. Es blieben zwar blos Neckereien, weil Undine oftmals in die empörten Wellen oder in die hemmenden Winde hineinſchalt, und ſich dann die Gewalt des Feindſeligen augenblicklich in Demuth ergab; aber wieder kamen die Angriffe, und wieder brauchte es der Mahnung Undinens, ſo daß die Luſtigkeit der kleinen Reiſegeſellſchaft eine gänzliche Störung erlitt. Dabei ziſchelten ſich noch immer die Fährleute zagend in die Ohren und ſahen mißtrauiſch auf die drei Herrſchaften, deren Diener ſelbſten mehr und mehr etwas Unheimliches zu ahnen begannen und ihre Gebieter mit ſeltſamen Blicken verfolgten. Huldbrand ſagte

öfters bei sich im stillen Gemüthe: Das kommt davon, wenn Gleich sich nicht zu Gleich gesellt, wenn Mensch und Meerfräulein ein wunderliches Bündniß schließen. — Sich entschuldigend, wie wir es denn überhaupt lieben, dachte er freilich oftmals dabei: Ich hab' es ja nicht gewußt, daß sie ein Meerfräulein war. Mein ist das Unheil, das jeden meiner Schritte durch der tollen Verwandtschaft Grillen bannt und stört, aber mein ist nicht die Schuld. — Durch solcherlei Gedanken fühlte er sich einigermaßen gestärkt, aber dagegen ward er immer verdrießlicher, ja feindseliger wider Undinen gestimmt. Er sah sie schon mit mürrischen Blicken an, und die arme Frau verstand deren Bedeutung wohl. Dadurch und durch die beständige Anstrengung wider Kühleborns Listen erschöpft, sank sie gegen Abend, von der sanft gleitenden Barke angenehm gewiegt, in einen tiefen Schlaf.

Kaum aber, daß sie die Augen geschlossen hatte, so wähnte jedermann im Schiffe, nach der Seite, wo er grade hinaussah, ein ganz abscheuliches Menschenhaupt zu erblicken, das sich aus den Wellen emporhob, nicht wie das eines Schwimmenden, sondern ganz senkrecht, wie auf den Wasserspiegel gerade eingepfählt, aber mitschwimmend, so wie die Barke schwamm. Jeder wollte dem andern zeigen, was ihn erschreckte, und jeder fand zwar auf des andern Gesichte das gleiche Entsetzen, Hand und Auge aber nach einer andern Richtung hinzeigend, als wo ihm selbst das halb lachende, halb dräuende Scheusal vor Augen stand. Wie sie sich nun aber einander darüber verständigen wollten, und alles rief: Sieh dorthin, nein, dorthin! da wurden jedwedem die Gräuelbilder aller sichtbar, und die ganze Fluth um das Schiff her wimmelte von den entsetzlichsten Gestalten. Von dem Geschrei, was sich darüber erhob, erwachte Undine. Vor ihren aufgehenden Augenlichtern verschwand

der mißgeschaffenen Gesichter tolle Schaar. Aber Huldbrand war empört über so viele häßliche Gaukeleien. Er wäre in wilde Verwünschungen ausgebrochen, nur daß Undine mit den demüthigsten Blicken und ganz leise bittend sagte: Um Gott, mein Eheherr, wir sind auf den Fluthen, zürne jetzt nicht auf mich! — Der Ritter schwieg, setzte sich und versank in ein tiefes Nachdenken. Undine sagte ihm ins Ohr: Wär' es nicht besser, mein Liebling, wir ließen die thörichte Reise und kehrten nach Burg Ringstetten in Frieden zurück? — Aber Huldbrand murmelte feindselig: Also ein Gefangener soll ich sein auf meiner eigenen Burg, und athmen nur können, so lange der Brunnen zu ist? So wollt' ich, daß die tolle Verwandtschaft — Da drückte Undine schmeichelnd ihre schöne Hand auf seine Lippen. Er schwieg auch und hielt sich still, so manches, was ihm Undine früher gesagt hatte, erwägend.

Indessen hatte Bertalda sich allerhand seltsam umschweifenden Gedanken überlassen. Sie wußte vieles von Undinens Herkommen, und doch nicht alles, und vorzüglich war ihr der furchtbare Kühleborn ein schreckliches, aber noch immer ganz dunkles Räthsel geblieben, so daß sie nicht einmal seinen Namen je vernommen hatte. Ueber alle diese wunderlichen Dinge nachsinnend, knüpfte sie, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, ein goldnes Halsband los, welches ihr Huldbrand auf einer der letzten Tagereisen von einem herumziehenden Handelsmann gekauft hatte, und ließ es dicht über der Oberfläche des Flusses spielen, sich halb träumend an dem lichten Schimmer ergötzend, den es in die abendhellen Gewässer warf. Da griff plötzlich eine große Hand aus der Donau herauf, erfaßte das Halsband und fuhr damit unter die Fluthen. Bertalda schrie laut auf, und ein höhnisches Gelächter schallte aus den Tiefen des Stromes drein. Nun hielt sich des Ritters Zorn nicht länger.

Aufſpringend ſchalt er in die Gewäſſer hinein, verwünſchte alle, die ſich in ſeine Verwandtſchaft und ſein Leben drängen wollten, und forderte ſie auf, Nix oder Sirene, ſich vor ſein blankes Schwert zu ſtellen. Bertalda weinte indeß um den verlorenen, ihr ſo innig lieben Schmuck und goß mit ihren Thränen Oel in des Ritters Zorn, während Undine ihre Hand über den Schiffsbord in die

Wellen getaucht hielt, in einem fort sacht vor sich hin murmelnd und nur manchmal ihr seltsam heimliches Geflüster unterbrechend, indem sie bittend zu ihrem Eheherrn sprach: Mein Herzlichlieber, hier schilt mich nicht, schilt alles, was du willst, aber hier mich nicht! Du weißt ja! — Und wirklich enthielt sich seine vor Zorn stammelnde Zunge noch jedes Wortes unmittelbar wider sie. Da brachte sie mit der feuchten Hand, die sie unter den Wogen gehalten hatte, ein wunderschönes Korallenhalsband hervor, so herrlich blitzend, daß allen davon die Augen fast geblendet wurden. — Nimm hin, sagte sie, es Bertalden freundlich hinhaltend, das hab' ich dir zum Ersatz bringen lassen, und sei nicht weiter betrübt, du armes Kind! — Aber der Ritter sprang dazwischen. Er riß den schönen Schmuck Undinen aus der Hand, schleuderte ihn wieder in den Fluß und schrie wuthentbrannt: So hast du denn immer Verbindung mit ihnen? Bleib bei ihnen in aller Hexen Namen mit all deinen Geschenken und laß uns Menschen zufrieden, Gauklerin du! — Starren, aber thränenströmenden Blickes sah ihn die arme Undine an, noch immer die Hand ausgestreckt, mit welcher sie Bertalden ihr hübsches Geschenk so freundlich hatte hinreichen wollen. Dann fing sie immer herzlicher an zu weinen, wie ein recht unverschuldet und recht bitterlich gekränktes liebes Kind. Endlich sagte sie ganz matt: Ach, holder Freund, ach, lebe wohl! Sie sollen dir nichts thun; nur bleibe treu, daß ich sie dir abwehren kann! Ach, aber fort muß ich, muß fort auf diese ganze junge Lebenszeit! O weh, o weh, was hast du angerichtet! O weh, o weh!

Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. — Stieg sie hinüber in die Fluth, verströmte sie darin, man wußt' es nicht, es war wie beides und wie keins. Bald aber war sie in die Donau ganz verronnen; nur flüsterten noch kleine Wellchen schluch-

zend um den Kahn, und faſt vernehmlich wars, als ſprächen ſie: O weh, o weh! Ach, bleibe treu! O weh!

Huldbrand aber lag in heißen Thränen auf dem Verdecke des Schiffes, und eine tiefe Ohnmacht hüllte den Unglücklichen bald in ihre mildernden Schleier ein.

## Sechszehntes Kapitel.

Von Hulsbrands fürderm Ergehn.

Soll man ſagen leider! oder zum Glück! daß es mit unſrer Trauer keinen rechten Beſtand hat? Ich meine, mit unſrer ſo recht tiefen und aus dem Borne des Lebens ſchöpfenden Trauer, die mit dem verlornen Geliebten ſo eines wird, daß es ihr nicht mehr verloren iſt, und ſie ein geweihtes Prieſterthum an ſeinem Bilde durch das ganze Leben durchführen will, bis die Schranke, die ihm gefallen iſt, auch uns zerfällt. Freilich bleiben wohl gute Menſchen wirklich ſolche Prieſter, aber es iſt doch nicht die erſte, rechte Trauer mehr. Andre, fremdartige Bilder haben ſich dazwiſchengedrängt; wir erfahren endlich die Vergänglichkeit aller irdiſchen

Dinge ſogar an unſerm Schmerz, und ſo muß ich denn ſagen: Leider, daß es mit unſrer Trauer keinen rechten Beſtand hat!

Der Herr von Ringſtetten erfuhr das auch; ob zu ſeinem Heile, werden wir im Verfolg dieſer Geſchichte hören. Anfänglich konnte er nichts, als immer recht bitterlich weinen, wie die arme freundliche Undine geweint hatte, als er ihr den blanken Schmuck aus der Hand riß, mit dem ſie alles ſo ſchön und gut machen wollte. Und dann ſtreckte er die Hand aus, wie ſie es gethan hatte, und weinte immer wieder von neuem, wie ſie. Er hegte die heimliche Hoffnung, endlich auch ganz in Thränen zu verrinnen; und iſt nicht ſelbſt manchem von uns andern in großem Leide der ähnliche Gedanke mit ſchmerzender Luſt durch den Sinn gezogen? Bertalda weinte mit, und ſie lebten lange ganz ſtill bei einander auf Burg Ringſtetten, Undinens Andenken feiernd und der ehemaligen Neigung faſt gänzlich vergeſſen habend. Dafür kam auch um dieſe Zeit oftmals die gute Undine zu Huldbrands Träumen; ſie ſtreichelte ihn ſanft und freundlich und ging dann ſtill weinend wieder fort, ſo daß er im Erwachen oftmals nicht recht wußte, wovon ſeine Wangen ſo naß waren, kam es von ihren oder bloß von ſeinen Thränen.

Die Traumgeſichte wurden aber mit der Zeit ſeltner, der Gram des Ritters matter; und dennoch hätte er vielleicht nie in ſeinem Leben einen andern Wunſch gehegt, als ſo ſtille fort Undinens zu gedenken und von ihr zu ſprechen, wäre nicht der alte Fiſcher unvermuthet auf dem Schloß erſchienen und hätte Bertalden nun alles Ernſtes als ſein Kind zurückgeheiſcht. Undinens Verſchwinden war ihm kundgeworden, und er wollte es nicht länger zugeben, daß Bertalda bei dem unverehlichten Herrn auf der Burg verweile. — Denn, ob meine Tochter mich lieb hat oder nicht, ſprach er, will

ich jetzt gar nicht wissen; aber die Ehrbarkeit ist im Spiel, und wo die spricht, hat nichts andres mehr mitzureden.

Diese Gesinnung des alten Fischers und die Einsamkeit, die den Ritter aus allen Sälen und Gängen der verödeten Burg schauerlich nach Bertaldas Abreise zu erfassen drohte, brachten zum Ausbruch, was früher entschlummert und in dem Gram über Undinen ganz vergessen war: die Neigung Huldbrands für die schöne Bertalda. Der Fischer hatte vieles gegen die vorgeschlagene Heirath einzuwenden. Undine war dem alten Manne sehr lieb gewesen, und er meinte, man wisse ja noch kaum, ob die liebe Verschwundene recht eigentlich todt sei. Liege aber ihr Leichnam wirklich starr und kalt auf dem Grunde der Donau oder treibe mit den Fluthen ins Weltmeer hinaus, so habe Bertalda an ihrem Tode mit Schuld, und nicht gezieme es ihr, an den Platz der armen Verdrängten zu treten. Aber auch den Ritter hatte der Fischer sehr lieb; die Bitten der Tochter, die um vieles sanfter und ergebener geworden war, wie auch ihre Thränen um Undinen, kamen dazu, und er mußte wohl endlich seine Einwilligung gegeben haben; denn er blieb ohne Widerrede auf der Burg, und ein Eilbote ward abgesandt, den Pater Heilmann, der in frühern, glücklichen Tagen Undinen und Huldbranden eingesegnet hatte, zur zweiten Trauung des Ritters nach dem Schlosse zu holen.

Der fromme Mann aber hatte kaum den Brief des Herrn von Ringstetten durchlesen, so machte er sich in noch viel größerer Eile nach dem Schlosse auf den Weg, als der Bote von dorten zu ihm gekommen war. Wenn ihm auf dem schnellen Gange der Athem fehlte, oder die alten Glieder schmerzten vor Müdigkeit, pflegte er sich selber zu sagen: Vielleicht ist noch Unrecht zu hindern; sinke nicht eher, als am Ziele, du verdorrter Leib. — Und mit erneuter

Kraft riß er ſich alsdann auf und wallte und wallte ohne Raſt und Ruh, bis er eines Abends ſpät in den belaubten Hof der Burg Ringſtetten eintrat.

Die Brautleute ſaßen Arm in Arm unter den Bäumen, der alte Fiſcher nachdenklich neben ihnen. Kaum nun, daß ſie den Pater Heilmann erkannten, ſo ſprangen ſie auf und drängten ſich bewillkommnend um ihn her. Aber er, ohne viele Worte zu machen, wollte den Bräutigam mit ſich in die Burg ziehen. Als indeſſen dieſer ſtaunte und zögerte, den ernſten Winken zu gehorchen, ſagte der fromme Geiſtliche: Was halte ich mich denn lange dabei auf,

euch im Geheim ſprechen zu wollen, Herr von Ringſtetten? Was ich zu ſagen habe, geht Bertalden und den Fiſcher eben ſo gut mit an, und was einer doch irgend einmal hören muß, mag er lieber gleich ſo bald hören, als es nur möglich iſt. Seid ihr denn ſo gar gewiß, Ritter Huldbrand, daß eure erſte Gattin wirklich geſtorben iſt? Mir kommt es kaum ſo vor. Ich will zwar weiter nichts darüber ſprechen, welch eine wunderſame Bewandtniß es mit ihr gehabt haben mag, weiß auch davon nichts Gewiſſes. Aber ein frommes, vielgetreues Weib war ſie, ſo viel iſt außer allem Zweifel. Und ſeit vierzehn Nächten hat ſie in Träumen an meinem Bette geſtanden, ängſtlich die zarten Händlein ringend und in einem fort ſeufzend: Ach, hindr' ihn, lieber Vater! Ich lebe noch! Ach, rett' ihm den Leib! Ach, rett' ihm die Seele! — Ich verſtand nicht, was das Nachtgeſicht haben wollte; da kam euer Bote, und nun eilt' ich hierher, nicht zu trauen, wohl aber zu trennen, was nicht zuſammengehören darf. Laß von ihr, Huldbrand! Laß von ihm, Bertalda! Er gehört noch einer andern, und ſiehſt du nicht den Gram um die verſchwundne Gattin auf ſeinen bleichen Wangen? So ſieht kein Bräutigam aus, und der Geiſt ſagt es mir: Ob du ihn auch nicht läſſeſt, doch nimmer wirſt du ſein froh.

Die dreie empfanden im innerſten Herzen, daß der Pater Heilmann die Wahrheit ſprach, aber ſie wollten es nun einmal nicht glauben. Selbſt der alte Fiſcher war nun bereits ſo bethört, daß er meinte, anders könne es gar nicht kommen, als ſie es in dieſen Tagen ja ſchon oft mit einander beſprochen hätten. Daher ſtritten ſie denn alle mit einer wilden, trüben Haſt gegen des Geiſtlichen Warnungen, bis dieſer ſich endlich kopfſchüttelnd und traurig aus der Burg entfernte, ohne die dargebotene Herberge auch nur für dieſe Nacht annehmen zu wollen oder irgend eine der herbeigeholten

Labungen zu genießen. Huldbrand aber überredete ſich, der Geiſtliche ſei ein Grillenfänger, und ſandte mit Tagesanbruch nach einem Pater aus dem nächſten Kloſter, der auch ohne Weigerung verhieß, die Einſegnung in wenigen Tagen zu vollziehen.

## Siebzehntes Kapitel.

### Des Ritters Traum.

Es war zwiſchen Morgendämmerung und Nacht, da lag der Ritter halb wachend, halb ſchlafend auf ſeinem Lager. Wenn er vollends einſchlummern wollte, war es, als ſtände ihm ein Schrecken entgegen und ſcheuchte ihn zurück, weil es Geſpenſter gebe im Schlaf. Dachte er aber ſich alles Ernſtes zu ermuntern, ſo wehte es um ihn her, wie mit Schwanenfittigen und mit ſchmeichelndem Wogenklang, davon er allemal wieder in den zweifelhaften Zuſtand, angenehm bethört, zurücktaumelte. Endlich aber mochte er doch wohl ganz entſchlafen ſein, denn es kam ihm vor, als ergreife ihn das Schwanengeſäuſel auf ordentlichen Fittigen und trage ihn weit fort über Land und See und ſinge immer aufs anmuthigſte dazu. — Schwanenklang, Schwanengeſang, mußte er immerfort zu ſich ſelbſt ſagen, das bedeutet ja wohl den Tod? — Aber

es hatte vermuthlich noch eine andre Bedeutung. Ihm ward nämlich auf einmal, als ſchwebe er über dem mittelländiſchen Meer. Ein Schwan ſang ihm gar tönend in die Ohren, dies ſei das mittelländiſche Meer. Und während er in die Fluthen hinunterſah, wurden ſie zu lauterm Kryſtalle, daß er hineinſchauen konnte bis auf den Grund.

Er freute ſich ſehr darüber, denn er konnte Undinen ſehen, wie ſie unter den hellen Kryſtallgewölben ſaß. Freilich weinte ſie ſehr, und ſahe viel betrübter aus, als in den glücklichen Zeiten, die ſie auf Burg Ringſtetten mit einander verlebt hatten, vorzüglich zu Anfang, und auch nachher, kurz ehe ſie die unſelige Donaufahrt begannen.

Der Ritter mußte an alle das sehr ausführlich und innig denken, aber es schien nicht, als werde Undine seiner gewahr. Indessen war Kühleborn zu ihr getreten und wollte sie über ihr Weinen ausschelten. Da nahm sie sich zusammen und sah ihn vornehm und gebietend an, daß er fast davor erschrak. — Wenn ich hier auch unter den Wassern wohne, sagte sie, so hab' ich doch meine Seele mit herunter gebracht. Und darum darf ich wohl weinen, wenn du auch gar nicht errathen kannst, was solche Thränen sind. Auch die sind selig, wie alles selig ist dem, in welchem treue Seele lebt. — Er schüttelte ungläubig mit dem Kopfe und sagte nach einigem Besinnen: Und doch, Nichte, seid ihr unseren Elementargesetzen unterworfen, und doch müßt ihr ihn richtend ums Leben bringen, dafern er sich wieder verehlicht und euch untreu wird. — Er ist noch bis diese Stunde ein Wittwer, sagte Undine, und hat mich aus traurigem Herzen lieb. — Zugleich ist er aber auch ein Bräutigam, lachte Kühleborn höhnisch, und laßt nur erst ein paar Tage hingehn, dann ist die priesterliche Einsegnung erfolgt, und dann müßt ihr doch zu des Zweiweibrigen Tode hinauf. — Ich kann ja nicht, lächelte Undine zurück. Ich habe ja den Brunnen versiegelt, für mich und meinesgleichen fest. — Aber wenn er von seiner Burg geht, sagte Kühleborn, oder wenn er einmal den Brunnen wieder öffnen läßt! denn er denkt gewiß blutwenig an alle diese Dinge. — Eben deshalb, sprach Undine, und lächelte noch immer unter ihren Thränen, eben deshalb schwebt er jetzt im Geiste über dem Mittelmeer und träumt zur Warnung dies unser Gespräch. Ich hab' es wohlbedächtig so eingerichtet. — Da sah Kühleborn ingrimmig zu dem Ritter hinauf, dräuete, stampfte mit den Füßen und schoß gleich darauf pfeilschnell unter den Wellen fort. Es war, als schwelle er vor Bosheit zu einem Wallfisch auf. Die Schwäne begannen wie-

der zu tönen, zu fächeln, zu fliegen; dem Ritter war es, als ſchwebe er über Alpen und Ströme hin, ſchwebe endlich zur Burg Ringſtetten herein und erwache auf ſeinem Lager.

Wirklich erwachte er auf ſeinem Lager, und eben trat ſein Knappe herein und berichtete ihm, der Pater Heilmann weile noch immer hier in der Gegend; er habe ihn geſtern zu Nacht im Forſte getroffen unter einer Hütte, die er ſich von Baumäſten zuſammengebogen habe und mit Moos und Reiſig belegt. Auf die Frage, was er denn hier mache, denn einſegnen wolle er ja doch nicht, ſei die Antwort geweſen: Es giebt noch andre Einſegnungen, als die am Traualtar, und bin ich nicht zur Hochzeit gekommen, ſo kann es ja doch zu einer andern Feier geweſen ſein. Man muß alles abwarten. Zudem iſt ja Trauen und Trauern gar nicht ſo weit auseinander, und wer ſich nicht muthwillig verblendet, ſieht es wohl ein.

Der Ritter machte ſich allerhand wunderliche Gedanken über dieſe Worte und über ſeinen Traum. Aber es hält ſehr ſchwer, ein Ding zu hintertreiben, was ſich der Menſch einmal als gewiß in den Kopf geſetzt hat, und ſo blieb denn auch alles beim Alten.

## Achtzehntes Kapitel.

### Wie der Ritter Huldbrand Hochzeit hielt.

Wenn ich euch erzählen ſollte, wie es bei der Hochzeitsfeier auf Burg Ringſtetten zuging, ſo würde euch zu Muthe werden, als ſähet ihr eine Menge von blanken und erfreulichen Dingen aufgehäuft, aber drüberhin einen ſchwarzen Trauerflor gebreitet, aus deſſen verdunkelnder Hülle hervor die ganze Herrlichkeit minder einer Luſt gliche, als einem Spott über die Nichtigkeit aller irdiſchen Freuden. Es war nicht etwa, daß irgend ein geſpenſtiſches Unweſen die feſtliche Geſelligkeit verſtört hätte, denn wir wiſſen ja, daß die Burg vor den Spukereien der dräuenden Waſſergeiſter eine gefreite Stätte war. Aber es war dem Ritter und dem Fiſcher und allen Gäſten zu

Muth, als fehle noch die Hauptperson bei dem Feste, und als müsse diese Hauptperson die allgeliebte freundliche Undine sein. So oft eine Thür aufging, starrten aller Augen unwillkürlich dahin, und wenn es dann weiter nichts war, als der Hausmeister mit neuen Schüsseln oder der Schenk mit einem Trunk noch edlern Weins, blickte man wieder trüb vor sich hin, und die Funken, die etwa hin und her von Scherz und Freude aufgeblitzt waren, erloschen in dem Thau wehmüthigen Erinnerns. Die Braut war von allen die leichtsinnigste und daher auch die vergnügteste; aber selbst ihr kam es bisweilen wunderlich vor, daß sie in dem grünen Kranze und den goldgestickten Kleidern an der Oberstelle der Tafel sitze, während Undine als Leichnam starr und kalt auf dem Grunde der Donau liege oder mit den Fluthen forttreibe ins Weltmeer hinaus. Denn seit ihr Vater ähnliche Worte gesprochen hatte, klangen sie ihr immer vor den Ohren und wollten vorzüglich heute weder wanken noch weichen.

Die Gesellschaft verlor sich bei kaum eingebrochner Nacht, nicht aufgelöst durch des Bräutigams hoffende Ungeduld, wie sonsten Hochzeitsversammlungen, sondern nur ganz trüb und schwer auseinandergedrückt durch freudlose Schwermuth und Unheil kündende Ahnungen. Bertalda ging mit ihren Frauen, der Ritter mit seinen Dienern, sich auszukleiden; von dem scherzend-fröhlichen Geleit der Jungfrauen und Junggesellen bei Braut und Bräutigam war an diesem trüben Feste die Rede nicht.

Bertalda wollte sich aufheitern; sie ließ einen prächtigen Schmuck, den Huldbrand ihr geschenkt hatte, sammt reichen Gewanden und Schleiern vor sich ausbreiten, ihren morgenden Anzug aufs schönste und heiterste daraus zu wählen. Ihre Dienerinnen freuten sich des Anlasses, Vieles und Fröhliches der jungen Herrin vorzusprechen, wobei sie nicht ermangelten, die Schönheit der Neuvermählten mit

den lebhafteſten Worten zu preiſen. Man vertiefte ſich mehr und mehr in dieſe Betrachtungen, bis endlich Bertalda, in einen Spiegel blickend, ſeufzte: Ach, aber ſeht ihr wohl die werdenden Sommerſproſſen hier ſeitwärts am Halſe? — Sie ſahen hin und fanden es freilich, wie es die ſchöne Herrin geſagt hatte, aber ein liebliches Maal nannten ſie's, einen kleinen Flecken, der die Weiße der zarten Haut noch erhöhe. Bertalda ſchüttelte den Kopf und meinte, ein Makel bleib' es doch immer. — Und ich könnt' es losſein! ſeufzte

sie endlich. Aber der Schloßbrunnen ist zu, aus dem ich sonst immer das köstliche hautreinigende Wasser schöpfen ließ. Wenn ich doch heut nur eine Flasche davon hätte! — Ist es nur das? lachte die behende Dienerin und schlüpfte aus dem Gemach. — Sie wird doch nicht so toll sein, fragte Bertalda wohlgefällig erstaunt, noch heut Abend den Brunnenstein abwälzen zu lassen? — Da hörte man bereits, daß Männer über den Hof gingen, und konnte aus dem Fenster sehn, wie die gefällige Dienerin sie gerade auf den Brunnen los führte, und sie Hebebäume und andres Werkzeug auf den Schultern trugen. — Es ist freilich mein Wille, lächelte Bertalda; wenn es nur nicht zu lange währt! — Und, froh im Gefühl, daß ein Wink von ihr jetzt vermöge, was ihr vormals so schmerzhaft geweigert worden war, schaute sie auf die Arbeit in den mondhellen Burghof hinab.

Die Männer hoben mit Anstrengung an dem großen Stein; bisweilen seufzte wohl einer dabei, sich erinnernd, daß man hier der geliebten vorigen Herrin Werk zerstöre. Aber die Arbeit ging übrigens viel leichter, als man gemeint hatte. Es war, als hülfe eine Kraft aus dem Brunnen heraus, den Stein emporbringen. — Es ist ja, sagten die Arbeiter erstaunt zueinander, als wäre das Wasser drinnen zum Springborne worden. — Und mehr und mehr hob sich der Stein, und fast ohne Beistand der Werkleute rollte er langsam mit dumpfem Schallen auf das Pflaster hin. Aber aus des Brunnens Oeffnung stieg es gleich einer weißen Wassersäule feierlich herauf; sie dachten erst, es würde mit dem Springbrunnen Ernst, bis sie gewahrten, daß die aufsteigende Gestalt ein bleiches, weiß verschleiertes Weibsbild war. Das weinte bitterlich, das hob die Hände ängstlich ringend über das Haupt und schritt mit langsam-ernstem Gange nach dem Schloßgebäu. Auseinanderstob das

Burggesind vom Brunnen fort; bleich stand, Entsetzens-starr, mit ihren Dienerinnen die Braut am Fenster. Als die Gestalt nun dicht unter deren Kammern hinschritt, schaute sie winselnd nach ihr empor, und Bertalda meinte unter dem Schleier Undinens bleiche Gesichtszüge zu erkennen. Vorüber aber zog die Jammernde schwer, gezwungen, zögernd, wie zum Hochgericht. Bertalda schrie, man solle den Ritter rufen; es wagte sich keine der Zofen aus der Stelle, und auch die Braut selber verstummte wieder, wie vor ihrem eigenen Laut erbebend.

Während jene noch immer bang am Fenster standen, wie Bildsäulen regungslos, war die seltsame Wandrerin in die Burg gelangt, die wohlbekannten Treppen hinauf, die wohlbekannten Hallen durch, immer in ihren Thränen still. Ach, wie so anders war sie einstens hier umhergewandelt! —

Der Ritter aber hatte seine Diener entlassen. Halb ausgekleidet, im betrübten Sinnen stand er vor einem großen Spiegel; die Kerze brannte dunkel neben ihm. Da klopfte es an die Thür mit leisem, leisem Finger. Undine hatte sonst wohl so geklopft, wenn sie ihn freundlich necken wollte. — Es ist alles nur Phantasterei! sagte er zu sich selbst. Ich muß ins Hochzeitsbett. — Das mußt du, aber in ein kaltes! hörte er eine weinende Stimme draußen vor dem Gemache sagen, und dann sah er im Spiegel, wie die Thüre aufging, langsam, langsam, und wie die weiße Wandrerin hereintrat und sittig das Schloß wieder hinter sich zudrückte. — Sie haben den Brunnen aufgemacht, sagte sie leise, und nun bin ich hier, und nun mußt du sterben. — Er fühlte in seinem stockenden Herzen, daß es auch gar nicht anders sein könne, deckte aber die Hände über die Augen und sagte: Mache mich nicht in meiner Todesstunde durch Schrecken toll! Wenn du ein entsetzliches Ant-

litz hinter dem Schleier trägst, so lüfte ihn nicht, und richte mich, ohne daß ich dich schaue. — Ach, entgegnete die Wandrerin, willst du mich denn nicht noch ein einziges Mal sehn? Ich bin schön, wie als du auf der Seespitze um mich warbst. — O, wenn das wäre, seufzte Huldbrand, und wenn ich sterben dürfte an einem Kusse von dir! — Recht gern, mein Liebling! sagte sie. Und ihre Schleier schlug sie zurück, und himmlisch schön lächelte ihr holdes Antlitz daraus hervor. Bebend vor Liebe und Todesnähe, neigte sich der Ritter ihr entgegen; sie küßte ihn mit einem himmlischen Kusse, aber sie ließ ihn nicht mehr los; sie drückte ihn inniger an sich und weinte, als wolle sie ihre Seele fortweinen. Die Thränen drangen in des Ritters Augen und wogten im lieblichen Wehe durch seine Brust, bis ihm endlich der Athem entging, und er aus den schönen Armen als ein Leichnam sanft auf die Kissen des Ruhebettes zurücksank.

Ich habe ihn todtgeweint! sagte sie zu einigen Dienern, die ihr im Vorzimmer begegneten, und schritt durch die Mitte der Erschreckten langsam nach dem Brunnen hinaus.

## Neunzehntes Kapitel.

### Wie der Ritter Huldbrand begraben ward.

Es war der Pater Heilmann auf das Schloß gekommen, ſobald des Herrn von Ringſtetten Tod in der Gegend kundgeworden war, und juſt zur ſelben Stunde erſchien er, wo der Mönch, welcher die unglücklichen Vermählten getraut hatte, von Schreck und Grauſen überwältigt, aus den Thoren floh. — Es iſt ſchon recht, entgegnete Heilmann, als man ihm dieſes anſagte; und nun geht mein Amt an, und ich brauche keinen Gefährten. — Darauf begann er die Braut, welche zur Wittwe worden war, zu tröſten, ſo wenig Frucht es auch in ihrem weltlich-lebhaften Gemüthe trug. Der alte Fiſcher hingegen fand ſich, obzwar von Herzen betrübt, weit beſſer in das Geſchick, welches Tochter und Schwiegerſohn be-

troffen hatte, und während Bertalda nicht ablaſſen konnte, Undinen Mörderin zu ſchelten und Zauberin, ſagte der alte Mann gelaſſen: Es konnte nun einmal nicht anders ſein. Ich ſehe nichts darin, als die Gerichte Gottes, und es iſt wohl niemandem Huldbrands Tod mehr zu Herzen gegangen, als der, die ihn verhängen mußte, der armen verlaßnen Undine! — Dabei half er die Begräbnißfeier anordnen, wie es dem Range des Todten geziemte. Dieſer ſollte in einem Kirchdorfe begraben werden, auf deſſen Gottesacker alle Gräber ſeiner Ahnherren ſtanden, und welches ſie, wie er ſelbſt, mit reichlichen Freiheiten und Gaben geehrt hatten. Schild und Helm lagen bereits auf dem Sarge, um mit in die Gruft verſenkt zu werden, denn Herr Huldbrand von Ringſtetten war als der letzte ſeines Stammes verſtorben; die Trauerleute begannen ihren ſchmerzvollen Zug, Klagelieder in das heiter-ſtille Himmelsblau hinauffingend, Heilmann ſchritt mit einem hohen Crucifix voran, und die troſtloſe Bertalda folgte, auf ihren alten Vater geſtützt. — Da nahm man plötzlich inmitten der ſchwarzen Klagefrauen in der Wittib Gefolge eine ſchneeweiße Geſtalt wahr, tief verſchleiert, und die ihre Hände inbrünſtig jammernd emporwand. Die, neben welchen ſie ging, kam ein heimliches Grauen an, ſie wichen zurück oder ſeitwärts, durch ihre Bewegung die andern, neben die nun die weiße Fremde zu gehen kam, noch ſorglicher erſchreckend, ſo daß ſchier darob eine Unordnung unter dem Trauergefolge zu entſtehen begann. Es waren einige Kriegsleute ſo dreiſt, die Geſtalt anreden und aus dem Zuge fortweiſen zu wollen; aber denen war ſie wie unter den Händen fort, und ward dennoch gleich wieder mit langſam feierlichem Schritte unter dem Leichengefolge mitziehend geſehen. Zuletzt kam ſie während des beſtändigen Ausweichens der Dienerinnen bis dicht hinter Bertalda. Nun hielt ſie ſich höchſt langſam in ihrem Gange,

ſo daß die Wittib ihrer nicht gewahr ward, und ſie ſehr demüthig und ſittig hinter dieſer ungeſtört fortwandelte.

Das währte, bis man auf den Kirchhof kam, und der Leichenzug einen Kreis um die offne Grabſtätte ſchloß. Da ſah Bertalda die ungebetene Begleiterin, und halb in Zorn, halb in Schreck auf-

fahrend, gebot ſie ihr von der Ruheſtätte des Ritters zu weichen. Die Verſchleierte aber ſchüttelte ſanft verneinend ihr Haupt und hob die Hände wie zu einer demüthigen Bitte gegen Bertalda auf, davon ſich dieſe ſehr bewegt fand und mit Thränen daran denken mußte, wie ihr Undine auf der Donau das Korallenhalsband ſo freundlich hatte ſchenken wollen. Zudem winkte Pater Heilmann und gebot Stille, da man über dem Leichnam, deſſen Hügel ſich eben zu häufen begann, in ſtiller Andacht beten wolle. Bertalda ſchwieg und kniete, und alles kniete, und die Todtengräber auch, als ſie fertig geſchaufelt hatten. Da man ſich aber wieder erhob, war die weiße Fremde verſchwunden; an der Stelle, wo ſie gekniet hatte, quoll ein ſilberhelles Brünnlein aus dem Raſen, das rieſelte und rieſelte fort, bis es den Grabhügel des Ritters faſt ganz umzogen hatte; dann rannte es fürder und ergoß ſich in einen ſtillen Weiher, der zur Seite des Gottesackers lag. Noch in ſpäten Zeiten ſollen die Bewohner des Dorfes die Quelle gezeigt und feſt die Meinung gehegt haben, dies ſei die arme verſtoßene Undine, die auf dieſe Art noch immer mit freundlichen Armen ihren Liebling umfaſſe.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

**Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin**

empfiehlt

folgende Werke ihres Verlages.

---

**Worte des Herzens**

von

**J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens

herausgegeben

von

**C. W. Hufeland.**

Neunte Auflage (Miniatur-Ausgabe). 1855. eleg. geh. 12 Sgr. eleg. gebd. mit Goldschnitt 20 Sgr. Oktav-Ausgabe. 1852. in engl. Einbande mit Goldschnitt, mit Lavater's Portrait und Faksimile in Stahlstich und radirtem Widmungsblatt. 1 Thlr.

---

**Luise,**

Königin von Preußen.

Dem

deutschen Volke gewidmet.

Zweite neu bearbeitete Auflage.

1849. gr. 8. geh. 2 Thlr. gebd. mit gepreßtem Deckel 2½ Thlr. Abdrücke auf Velinpapier in Leder gebunden und mit Goldschnitt 1 Friedrichsd'or.

Volksausgabe

bearbeitet

von

**Friedrich Adami.**

1851. 8. geh. 20 Sgr. in engl. Einbande 1 Thlr. mit Goldschnitt 1½ Thlr.

---

**Angelus Silesius und St. Martin.**

Auszüge und Bemerkungen

von

**Kahel,**

herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

1849 16. eleg. kart. 1 Thlr.

**Lebensansichten des Katers Murr**
nebst fragmentarischer Biographie
des
**Kapellmeisters Johannes Kreisler**
in
zufälligen Makulaturblättern
herausgegeben von
**E. T. A. Hoffmann.**

Dritte Auflage.

Zwei Bändchen 16. 1855. geh. 10 Sgr. gebd. 15 Sgr.

---

**Dainos.**
**Littauische Volkslieder**
übersetzt
von
**G. H. F. Nesselmann.**

1853. 16. eleg. kart. mit Goldschnitt 1 Thlr.

---

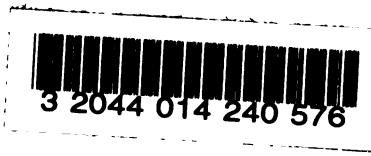
**Ungarische Märchen und Sagen.**
Aus der Erdelyischen Sammlung
übersetzt
von
**H. Stier.**

1850. 16. eleg. geh. 17½ Sgr.

---

**Blüthensammlung**
aus der morgenländischen Mystik
nebst einer Einleitung
über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere.
Von
**F. A. D. Thaluck.**

gr. 8. geh. 1½ Thlr.




THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE

NOV 2 0 1991